This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gesammelte

Erzählungen

und

poetische Schriften.

Von

Sebastian Brunner.

Zweiter Band.

Diogenes

von

Azzelbrunn.

Mit

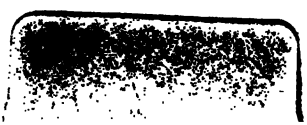
Fragmenten aus den Papieren seiner Freunde.

Zweiter Band.

Zweite, vermehrte Auflage.

Regensburg, 1864.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.



Gesammelte

Erzählungen

und

poetische Schriften.

Von

Sebastian Brunner.

Der Wahrheit eine Gasse, dem Recht, der Ehrlichkeit,
Und keine Furcht vorm Hasse der Niederträchtigkeit,
In meiner Feinde Schaaren, da ist kein Ehrenmann,
Und nie als Freunde waren mir Schufte zugethan.

Zweiter Band.

Diogenes von Azelbrunn. II.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1854.

Diogenes

von

Azzelbrunn.

Mit

Fragmenten aus den Papieren seiner Freunde.

Von

Sebastian Brunner.

Zweiter Band.

Zweite, vermehrte Auflage.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1864.

AHWolff

XII.

Betrachtungen über das Anrecht, so den Eseln zugefügt wird, sammt des Beweises, daß dieselbigen für Emancipation befähigt sind.

„Was für ein Zulauf! was für ein Getümmel,
Gewimmel und Gedräng und Schaugepräng,
Was für ein Leben! Welches Fest wird denn
Gefeiert, das nicht im Kalender steht?

Rückert: Herodes II. Thl. 1. Act.

Mochte es die bisher ungewohnte geistige Aufregung oder ein anderer Umstand sein, Berger zog sich eine nicht unbedeutende Krankheit zu, die ihn fast einen Monat hindurch das Zimmer zu hüten zwang. Der alte Raspelmayer blieb getreulich an seiner Seite, und ließ es an der liebevollsten Aufmerksamkeit nicht ermangeln. Er trug alle Launen des Kranken geduldig, bis er zur größten Freude die Gesundheit desselben wiederkehren sah.

Nun wurden Pläne auf Pläne geschmiedet, wie Berger den schon ein wenig gelüfteten Schleier vollends wegziehen könne, und eine Erforschungsreise nach Azzelbrunn und in die Umgegend wurde als höchst nothwendig projectirt. Kramer, der schon seit lange ein Intimus von Raspelmayer war, wurde ins Einvernehmen gesetzt, und er sprach sich aus, daß es sein sehnlichster Wunsch sei, die Entdeckungsreise mitzumachen, um sich einmal wieder in jener Gegend umsehen zu können, in welcher er während seiner Pulveranstellung so viel Freud' und so viel Leid erlebte. Berger konnte das freundliche Anerbieten nicht abschlagen, obwohl es ihm nicht sehr angenehm war, weil er im Orte seiner Kindheit lieber allein, als mit diesem spaßig aussehenden, verdrehten Männkein aufgetreten wäre.

Der goldene Mai war gekommen, Berger machte an einem Morgen auf Anrathen des Arztes den ersten weiten Ausflug. Man wählte den Kahlenberg, Kramer und Raspelmayer leisteten ihm Gesellschaft. Bis zum Orte Grinzing wurde gefahren, von dort aus setzte man sich auf Last-

thiere; dem Genesenen wurde ein Pony überlassen, die beiden Alten mußten sich mit Eseln begnügen. Kramer war rosenfarbiger Laune, und wie sollte er, der verschobene Satyrikus, es nicht gewesen sein? Er begann auf einer Rastbank also zu reden: „Wird bei einer solchen Eselscaravane nicht der Unschuldigste lustig, macht da nicht der Trockenste sein Späßchen, und hat nicht jeder seine Freude, wenn der Esel die Ohren stutzt, sie aber bald wieder sinken läßt, als ob er sagen wollte: „O ihr Wiener, euere Leichname „zu tragen, das wäre pure Spielerei, aber eure „Witze anhören, das bringt ein Vieh um! Immer und ewig die nämlichen Witze, immer und „ewig dieselben Eselhaftigkeiten. Auf jedem Tritte, „den ich mache, sprißt eine Witzdistel aus des „Reiters Mund, aber leider nur eine phantastische „Witzdistel, eben so ungenießbar für die Gesellschaft, als für mich. Immer werden wir die „dummen Esel genannt, aber im Grunde sind „wir doch nicht so dumm, denn wir sind es, die „euch auffitzen lassen, wir haben auch die Klugheit berechnender Kaufleute, denn, wenn wir an

„unserm Ziele angekommen sind, und ihr steigt „nicht gutwillig herunter, so sind es wiederum „wir, die euch absetzen. Wir gewinnen je„denfalls, denn unser Gewerbe ist erträglich „wenn wir euch tragen, es ist aber auch profi„tabel, wenn wir euch hinabwerfen, denn dann „wirft es etwas ab. Wir tragen die Weber„meisterinen himmlischer Rosen (denn so nennt „Schiller die Frauen) und uns gibt man zum „Lohne irdische Disteln zu fressen. Unter allen „Witzen sind uns gerade diejenigen zuwider, die „den Leuten am besten gefallen, nämlich die „schlagenden. Wir bleiben aber trotz allen „derlei Bestrebungen zum Weiterkommen, doch „in unserm gewohnten Trabe, weil man auf „Eseln mit schlagenden Witzen eben so wenig „weiter kommt, als unter Eseln. Wir studiren „zur Winterszeit ganze müssige Tage lang nach, „wie wir zum Rufe solcher Dummheit gekommen „sind, wir gelangen dabei aber eben so wenig „auf den Grund, wie viele Gelehrte, die zum „Rufe großer Gescheitheit gekommen sind, ohne „zu wissen wie, und die im Grunde nichts

„anders thun, als das, was wir thun, nämlich: „Wiederkäuen."

„Ueberhaupt ist eine große Aehnlichkeit zwischen uns Bergeseln, und zwischen einer Gattung von Philosophen; wir tragen die Leute immer höher und höher hinauf, und zeigen ihnen von der Höhe aus, alles das in der Ferne, was diejenigen, die drunten sind, in der Nähe viel besser sehen. Wir sind hochtrabend wie die Philosophen, weil wir immer in die Höhe traben. Und wenn wir fragen, was eigentlich diejenigen gewinnen, die wir so mühsam auf den Berg schleppen, so fällt die Antwort sehr zu unserm Nachtheile aus; wir haben ihre Augen wohl ein wenig dem Irdischen entrückt, und sie sehen das nimmer, was auf der Erde vorgeht, aber dem Himmel sind sie durch unser Klettern doch nicht näher gekommen, denn sie sehen Sonne, Mond und Sterne auch nicht besser als jene, die selbe von unten anschauen. Wir haben mit den Philosophen gemein, daß wir uns, einer den andern für einen Esel halten, das thun die Philosophen ebenfalls, wir halten uns aber auch jeder selber

für einen Esel, und das thun die Philosophen nicht. Unser Tod ist dem Tode der berühmtesten Philosophen gleich, wir sterben mit der Klage, daß uns kein Einziger verstanden hat, nur haben wir noch das vor den Philosophen voraus, daß wir uns zur Noth untereinander verstehen, und das thun die Philosophen nie, denn sie hätten schon lange zu streiten aufgehört, wenn sie sich untereinander verständen. Wir versprechen den Leuten bisweilen einen wunderlieblichen Sonnenaufgang, und führen sie, je höher wir uns versteigen, immer in eine schwärzere Nebelkappe hinein, aber das, was wir bisweilen thun, das haben die Philosophen von jeher gethan, sie versprechen mit der größten Sicherheit den Sonnenaufgang und zerren dabei sich und ihren Anhängern die Nebelkappe immer tiefer über den Kopf herab. Wer sich uns anvertraut, den führen wir sicher hin am Rande des Abgrundes, denn wir schauen auf den Weg, der uns angewiesen worden, würden das alle Menschen thun, so würden sie eben so sicher wandeln als wir; aber sie suchen ihn in der Luft, und sehen erst

dann auf ihren Weg, wenn er schon wankend wird unter ihren Füßen. Der größte Riß aber, der zwischen unsern Bestrebungen und jenen der Philosophen klafft, ist der: daß jeder Esel ein Philosoph sein will, daß aber kein einziger Philosoph ein Esel sein will!"

Kramer und Raspelmayer hielten ihre Esel im Zaume, mochte sein, daß den Thieren die Ruhe gar zu behäbig vorkam, sie legten sich beide bequem auf den Boden.

„Siehe da," sagte Raspelmayer, „trotz dem, daß du den Eseln, so viele Rechte einräumtest, hat der Streit doch mit ihrer Niederlage geendet."

„Macht nichts, macht nichts," erwiederte Kramer, einem Esel ist oft leichter aufzuhelfen, als einem Gescheiten!"

Eine neue Karavane zog den Berg herauf, Stimmen und Gelächter, sämmtlich der Frauenwelt angehörig, tönten immer näher, man wollte aufsitzen, um der kommenden Gesellschaft den Ruheplatz zu überlassen; Kramer schwang sich mit der Behändigkeit eines Husaren in den

Sattel, die Furcht, von der nachfolgenden Gesellschaft gesehen und ausgelacht zu werden, machte ihn gewandt, er schlug mit einer Gerte darein, um weiter zu kommen.

Berger hörte unter andern eine Stimme tönen, welche sein Antlitz wie eine blutige Färberin mit Purpur übergoß, es war die Stimme Mariens. In einem Augenblicke drängten sich folgende Gedanken in ihm zusammen: „Das ist sie, um Gottes willen, wahrscheinlich in einer großen Gesellschaft, und ich mit Raspelmayer und Kramer mit zwei Karrikaturen, nein, nein! das ist zum Schlagtreffen, könnt' ich jetzt hinabsinken in des Kahlenberges Mittelpunkt, könnt' ich untertauchen in seinem verborgenen Wasserbecken, könnt', — aber was nützt das alles, ich kann nicht, ich muß bleiben, das wird eine prachtvolle Komödie werden!"

Er hatte die Stimme wohl gekannt, es war in der That die Stimme Mariens, welche mit einer Gesellschaft Damen den Berg hinanritt. Berger vernahm Folgendes aus den, in wirrer Unterhaltung durcheinander klingenden Frauenstimmen:

„Halten Sie doch nur ein wenig an, meine Lieben! ich kann nicht weiter — mein Sattel ist lose geworden; wo ist doch der Eselsjunge, er muß ihn festschnallen, zu meiner Seite gähnt eben eine Tiefe, ich möchte nicht gerne hinabstürzen."

„Freilich, halten wir, meine Lieben! Charlotte ist sonst eine Feindin vom Sitzenbleiben, doch heute hat sie die Caprice, ganz fest zu sitzen. Hören Sie doch, was ich gesagt habe!" (Dieser kränkelnde Witz wurde so lange in allen Nüancen herumgehetzt, bis er in vollendeter Entkräftung erstarb.)

„Wer wäre nun Schuld an Charlottens Tod, wenn wir sie verloren hätten? Von wem ist der Vorschlag zum Besuch des Kahlenberges ausgegangen? Von wem? von wem? Ich weiß wohl, Bettina hat uns die Einladungsbillets geschickt; aber sagen Sie doch ganz aufrichtig, Bettina, wie sind Sie auf den Gedanken gekommen: auf den Kahlenberg? Sie, die stille Bettina, auf einmal ganz für Emancipation, lauter Damen, Amazonenkaravane, stark genug, uns selber zu

schützen. Sagen Sie doch aufrichtig, ist der Plan Ihre eigene Erfindung? oder verdanken wir selben vielleicht Ihrer Freundin, dem Fräulein Marie?"

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen, die man von einer unteren Schlangenwindung des Weges deutlich herauf vernahm, waren die Damen in die Nähe unserer Gesellschaft gekommen.

Wären sie nicht von Eseln aufwärts getragen worden, so müßten wir sagen: die Begegnung nahte sich mit Riesenschritten. Berger begrüßte verlegen Marien. Beide waren sehr erstaunt, sich hier zu treffen; Marie um so mehr, denn sie sah Berger schon so ziemlich wieder hergestellt, und es war ihr, der Besorgten, nur gegönnt, zufällige Nachrichten über sein Befinden zu bekommen. In welcher Verlegenheit war Berger, als er an das Costüme seiner Freunde dachte, das gerade nicht schlecht, aber höchst auffallend und lächerlich war, besonders der Anzug Kramers. Die Wahl der Kleider war bei diesem übrigens nicht unklugen Gesellen eine sehr, sehr schwache Seite. Du hast es wohl, lieber Leser,

schon selber bemerkt, wie Leute bei ähnlichen Körperzuständen mit einer schauderhaften Fülle von Geschmacklosigkeit begabt sind; wie sie statt den einfachsten Kleiderschnitt und am wenigsten schreiende Farben zu wählen, sich lieber in die auffallendsten Gewande werfen, die aussehen wie Josephs bunter Rock, als er noch überdieß in des Böckleins Blut getaucht war.

Kramer gewährte mit einem Worte den eigenthümlichsten Anblick, besonders zu Esel; sein Rock war hellblau, seine Beinkleider blendend weiß, die Stege derselben so fest angezogen, daß seine Beine, vermöge der straff gespannten Falten, wie ein paar dünne cannelirte Säulen aussahen, die eine ungestalte Stockuhr mit einer Büste ob dem Zifferblatte tragen. Sein Gilet war aus scharlachrothem Sammt, eine goldene Uhrkette zeigte bei der mindesten Bewegung die schimmernden glattpolirten Flächen ihrer Glieder; auch dürfen wir beim Costüme die Hauptsache, den hohen Hut mit dünnen Rändern, nicht übergehen.

Die Scene der Begrüßung, das Bekanntmachen mit Unbekannten, das gegenseitige Auf-

führen, wollen wir als etwas Alltägliches übergehen; denn daß Berger seine schwarzen herabwallenden Künstlerlocken von den erröthenden Wangen zurückschüttelte, daß Marie sagte: „Ei, das ist doch sonderbar, Herr von Berger, Sie hier — schon gesund“ u. s. w., daß der alte Raspelmayer Alles aufbot, um in so erlauchter Gesellschaft sich durch ein wohlberechnetes Schweigen und Lächeln, als ein in seiner Weise gewandter alter Gentleman zu bewähren — alles das mag sich der geduldige Leser nach Belieben ausmalen, oder auch aus der Erinnerung an ähnliche Lebensvorfälle daguerreotypiren. Wir wollen aus Erkenntlichkeit für solche Mühe einige Axiome über das Schweigen zum Besten geben, an die wir uns eben beim Schweigen und Lächeln Raspelmayers erinnern, und die wir aus seinen Schriften entnommen haben:

1. Schweigen und die Leute hiedurch meinen machen, man sei gescheit, das kann jeder Narr, der's übers Herz bringt, das Maul zu halten; aber reden und hiedurch die Leute auf den Gedanken bringen, man sei gescheit — das ist eine größere Kunst.“

2. Manche haben sich durch ein einziges Wort ihren Kopf herabgeredet; willst du aber Andern aufreden, daß du einen Kopf hast, so hast du jahrelang zu thun, und wenn du dabei deinen Kopf noch so sehr aufsetzest, so wird es immer eine Menge Leute geben, die ihn dir wieder herabsetzen."

3. Ein altes Sprüchwort sagt: „Wenn du geschwiegen hättest, wärest du ein Philosoph geblieben." Wenn zum Philosophsein nichts anders gehört, dann sind die Fische die größten Philosophen, denn sie sind kaltblütig und schweigen; übrigens geht es vielen Weltweisen wie den Fischen, so lange sie leben, bleiben sie unten, sie kommen erst in die Höhe, wenn sie todt sind. Wenn dir ein Weltweiser sagt: er will in die Höhe kommen, so kannst du versichert sein, daß es ihm mehr vom Herzen geht, als wenn er sagt: er wolle auf den Grund kommen. Uebrigens geht es bei Philosophen und auch bei andern Menschenkindern gerade wie bei den Fischen, sie können nicht in die Höhe kommen, wenn sie auf den Grund kommen wollen, und

sie brauchen gar nicht auf den Grund gekommen zu sein, wenn sie in die Höhe kommen wollen. Manchen Philosophen geht es bisweilen, wenn sie auf den Grund kommen wollen, ebenfalls wie den Fischen, sie finden immer mehr Steine des Anstoßes, wühlen immer mehr den Schlamm auf, machen das klare Wasser trüber, und verdunkeln sich selber das Licht, das von oben kommt. Auch darin sind viele Weltweise den Fischen gleich, daß sie lieber mit dem Strome schwimmen, als gegen den Strom, weil man dabei nichts anders zu thun hat, als sich gehen zu lassen. Der wahre Weltweise aber soll gegen den Strom schwimmen, nur so kann er zur klaren Quelle kommen; wenn er mit dem Strome schwimmt, so wird er mit allem Schlamm und Unrath abwärts treiben ins bittere Meer. Eine Geschichte der Philosophie ist eigentlich eine Naturgeschichte der Philosophen, man sieht da alle alten und neuen Philosophen eng aneinandergedrängt, als wie marinirte Häringe in einem großen Pöckelfasse; jemehr man davon genießt, desto durstiger wird man, und je mehr man sich auf den

Grund hinabgearbeitet zu haben meint, deſto mehr ſtößt man auf faule Fiſche, und Viele haben ſich daran ſchon eine geiſtige Todeskrankheit gegeſſen.“*)

4. Schweigen, wo man reden ſoll, iſt ſchlecht; reden, wo man ſchweigen ſoll, iſt dumm; ſchweigen, wo man ſchweigen ſoll, iſt klug; reden, wo man reden ſoll, iſt recht. Ein ganz einfaches Rechenexempel, es hat nur vier Spezies; wer es darin zu einer wahren Meiſterſchaft bringt, der iſt ein Weiſer und ein Heiliger zugleich.

5. Iſis, die Göttin der Natur, hatte nach der ägyptiſchen Mythologie einen Sohn: Harpokrates; er war der Gott des Schweigens; Leute, die es in der Welt weiter bringen wollen, ver-

*) Dieſe Worte des alten Raſpelmayer können natürlich das Forſchen des nach Wahrheit ſtrebenden Geiſtes in ſeine Tiefen und in die Tiefen der Natur nicht lächerlich machen; ſie ſind eben nichts anders als eine talmudiſtiſche Wortſpielerei, mit einem ziemlichen Zuſatze von Wahrheit, in Betracht jener bankrotten, in die jüngſte Hegelſchule auslaufenden Speculation, deren trauriges Ende ſchon bei ihrem Beginne vorauszuſehen war.

ehren ihn noch heut zu Tage abgöttisch, sein Opferaltar ist die Kinnlade, sein Tempel der Mund, dessen Flügel die Lippen werden geschlossen, und das Opfer die Zunge wird fest und platt niedergelegt. Leute, die schweigen, wo sie reden sollten, bringen nur ihre Zunge zum Opfer im Dienste der Selbstsucht und Lüge. Wer aber die Wahrheit redet ohne Furcht und Scheu, der bringt sich hier in der Welt selber zum Opfer im Dienste Gottes und der Wahrheit.

6. Isis wurde auch dargestellt mit dem quer über den Mund gehaltenen Zeigefinger. Wir sehen diese Action häufig im Leben, sie ist eine mimische Aufforderung zum Schweigen. Man sagt dabei: „Ich werde Ihnen etwas anvertrauen, aber sagen Sie es nicht weiter.“ Ist es aber nicht klüger, anstatt dieser Mimik und dieses Satzes sich selbst den Finger auf den Mund zu legen und dabei zu denken: „Ich werde Ihnen Nichts anvertrauen, und dann können Sie Nichts weiter sagen.“

7. Die Karthäuser reden in der Regel gar nichts, nur begrüßen sie sich mit den Worten: Memento

mori! (Gedenke an den Tod.) Karthäusergruß und ihre Lebensweise sind aus der Mode; darum redet man jetzt sehr viel, sagt sehr häufig: „Gehorsamer Diener", und denkt sich dabei gar nichts!

8. Es gibt nur Eine Verrätherei, die dem Menschen Achtung erwirbt, wenn er nämlich redet, und einen Geist verräth. Viele Menschen, die ihren eigenen Geist nicht verrathen können, suchen sich zu helfen, indem sie einen andern verrathen, der Geist hat.

9. Wenn der Tod die Lippen besiegelt, dann liegt die Menschenleiche da wie ein verschlossenes Testament. Gemeine Leute, die noch ein wenig Glauben haben, pflegen beim Anblick eines Gestorbenen zu sagen: „Wenn der reden könnte, so würde er uns sonderbare Dinge erzählen." Würde bei unsern Zeiten die bleiche Mundknospe eines Verwesenden zu einem zweiten Lebensfrühling aufbrechen und die Worte sagen: „Es ist ein Gott im Himmel, es ist eine Wahrheit im Leben, es ist ein Gericht nach dem Tode!" dann würde die Leichenfarbe wohl auf die Zunächststehenden übergehen, und die Muthigsten aus ihnen wür-

sie brauchen gar nicht auf den Grund gekommen zu sein, wenn sie in die Höhe kommen wollen. Manchen Philosophen geht es bisweilen, wenn sie auf den Grund kommen wollen, ebenfalls wie den Fischen, sie finden immer mehr Steine des Anstoßes, wühlen immer mehr den Schlamm auf, machen das klare Wasser trüber, und verdunkeln sich selber das Licht, das von oben kommt. Auch darin sind viele Weltweise den Fischen gleich, daß sie lieber mit dem Strome schwimmen, als gegen den Strom, weil man dabei nichts anders zu thun hat, als sich gehen zu lassen. Der wahre Weltweise aber soll gegen den Strom schwimmen, nur so kann er zur klaren Quelle kommen; wenn er mit dem Strome schwimmt, so wird er mit allem Schlamm und Unrath abwärts treiben ins bittere Meer. Eine Geschichte der Philosophie ist eigentlich eine Naturgeschichte der Philosophen, man sieht da alle alten und neuen Philosophen eng aneinandergedrängt, als wie marinirte Häringe in einem großen Pöckelfasse; jemehr man davon genießt, desto durstiger wird man, und je mehr man sich auf den

Grund hinabgearbeitet zu haben meint, desto mehr stößt man auf faule Fische, und Viele haben sich daran schon eine geistige Todeskrankheit gegessen."*)

4. Schweigen, wo man reden soll, ist schlecht; reden, wo man schweigen soll, ist dumm; schweigen, wo man schweigen soll, ist klug; reden, wo man reden soll, ist recht. Ein ganz einfaches Rechenexempel, es hat nur vier Spezies; wer es darin zu einer wahren Meisterschaft bringt, der ist ein Weiser und ein Heiliger zugleich.

5. Isis, die Göttin der Natur, hatte nach der ägyptischen Mythologie einen Sohn: Harpokrates; er war der Gott des Schweigens; Leute, die es in der Welt weiter bringen wollen, ver-

*) Diese Worte des alten Raspelmayer können natürlich das Forschen des nach Wahrheit strebenden Geistes in seine Tiefen und in die Tiefen der Natur nicht lächerlich machen; sie sind eben nichts anders als eine talmudistische Wortspielerei, mit einem ziemlichen Zusatze von Wahrheit, in Betracht jener bankrotten, in die jüngste Hegelschule auslaufenden Speculation, deren trauriges Ende schon bei ihrem Beginne vorauszusehen war.

gut eine Offenbarung Gottes ist, wie sein Wort, in guter Harmonie stehe, die sich geschämt haben, vor Gott nicht mehr zu sein, als ein altes Mütterlein, das in der Einfalt ihres Herzens den Rosenkranz betet, oder als ein kleines Kind, das die kleinen Hände faltet, dem seine ihm zur Seite stehende Mutter auf das Kreuz hinzeigt, und das zum ersten Male mit einem gewissen Schauder auf das Bild des Gekreuzigten blickt, und das weinen kann im Gebete, so lang es seine Reinheit bewahrt, — dann geht die Weisheit der Welt mit der Welt selber zu Trümmern."

(Hier fehlt ein Blatt im Manuscripte Raspelmayers, und wir sind sonach gezwungen, in der Erzählung fortzufahren.)

Die Gesellschaft folgte schnell dem voranreitenden Kramer, den auf einmal der Haber zu stechen anfing. Wer weiß, dachte er bei sich, wer weiß, ob ich nicht auf dem Rücken eines Lastthieres einen lieblichen Anblick gewähre, und wenn das, wie ich gar nicht mehr zweifle, richtig der Fall ist, warum dann der ganzen Damengesellschaft, die da hinten nachkommt, diesen Anblick

entziehen? — warum mich so beeilen, auf den Berg hinauf, um von dem Esel herabzukommen? ich will mich ein wenig im Absteigen üben, um gewandt herabzuspringen. Mit solchen selbstgefälligen Gedanken verscheuchte Kramer seine frühere Befangenheit, langte an jenem Platze an, wo die Esel gewohnt sind ihrer Reiter ledig zu werden, und übte das Manöver des Absteigens. Während dem kam die ganze Gesellschaft auf die Anhöhe, Jedermann konnte Kramer sehen, Kramer war im Begriffe, seine kunstreichen Evolutionen auszuführen, der Esel aber schien toll geworden, er machte einen Rundsprung, und warf Kramer in die Mitte eines Rosenbettes.

Der Mann erhob sich fast eben so schnell als er gestürzt war, das rothe Gilet hatte Dornenrisse, und ließ weiß durchschauen, das bleiche Gesicht hatte auch Dornenrisse und ließ roth durchschauen, und der Gestürzte war darum in der peinlichsten Verlegenheit, weil er alles aufbot, um keine Verlegenheit durchschauen zu lassen.

Der Esel gallopirte freudig den Berg hinab, Raspelmayer, als er sah, daß sich Kramer nicht

sonderlich beschädigt, sagte in ganz gutem Deutsch, mit jener gewissen Prätension, die einem Witz vorangeht: „Wissen Sie, meine gnädigen Damen, der Esel wollte diesem meinen Freunde bloß ein Souvenir, ein ganz kleines Souvenir an den Kahlenberg hinterlassen, ich las es aus seinen klugen Augen, als er vor mir vorbeirannte, ich las dort die Worte, die er zu Herrn Kramer gesprochen: „Schlafe auf Rosen und Vergißmeinnicht!" — Nun war freilich der Schlaf des Herrn Kramer sehr kurz, aber das Andenken an den Esel wird um so viel länger sein! Ich sehe es meinem werthen Freunde an, er wiederholt eben den ganzen Fall aus dem Gedächtnisse, ja er könnte ihn sogar auswendig hersagen!"

Kramer wurde den Damen vorgestellt, seine Fassung war bald erlangt, er konnte dem alten Raspelmayer die Ironie nicht schenken, und sagte, den Kopf graziös auf den Schultern wiegend, zu den Damen: „Rosen haben mir Glück und Unglück gebracht, zuerst kam das Unglück, der Esel warf mich in das Rosengehäge, und ich zerkratzte mich an den Dornen, dann kam das Glück:

meine Freunde, Herr Berger und Herr Raſpelmayer ſtellten mich dem Roſengarten holder Frauen vor, ihr Bedauern über meinen Unfall duftete mir ſo ſüß wie Roſengeruch, aber ich ſehe auch hie und da aus den Mundwinkeln die hervorbrechenden Dornen eines mühſam zurückgehaltenen ſpöttiſchen Lächeln!"

Kramer und Raſpelmayer entwickelten ſehr viel Lebensweiſe, um nicht aus der Rolle zu fallen, die ihnen Berger in der Verlegenheit durchzuführen auferlegte. Er nannte nämlich Raſpelmayer, als er ihn den Damen vorſtellte, einen Privatier, und Herrn Kramer wurde der ſehr allgemeine Titel: Beamter beigelegt. Es muß zur Ehre der beiden Herren geſagt werden, daß ſie ihre Charaktere auf wunderbare Weiſe zu geben wußten.

Marie fand Gelegenheit, allein einige Worte mit Berger zu wechſeln, ſie vertraute ihm ihre Beſorgniß während ſeiner Krankheit an, was dem geneſenen Manne der Concerte nicht wenig ſchmeicheln mußte.

Die drei Herren wurden von der emanzipir-

ten Damengesellschaft zum Diner à la Campagne geladen, einige Körbe mit Speisen und kostbarem Wein wurden der Gesellschaft von Dienern nachgeschleppt, in der Restauration ließ man das Mahl bereiten.

Berger und Raspelmayer machten ihren Freund Kramer durch Worte und Winke aufmerksam, daß er ja in Bezug auf Weinkonsumtion zurückhaltend sein solle, denn es stand sehr zu befürchten, daß er sich in der Aufgeregtheit einer guten Gesellschaft nichts weniger als würdig benehme, und daß er vielleicht zum allergrößten Skandale eine Fluth von Schimpfwörtern losbrechen lasse, wie er es bisweilen im exaltirten Zustande zu thun gewohnt war.

Aber die Beiden hatten gut winken, Kramer kehrte sich nicht daran, er benahm sich fast wie ein Gentleman, aber auf einmal kam das verhängnißvolle Glas, welches zu viel war, und als der Aufwärter eine Sauciere umschüttete, kam Kramer augenblicklich in seine ordinäre Weise; er nannte den Menschen einen Lumpen, und gab ihm mit Emphase noch eine gute Zahl anderer

Titel, die Damen machten lange Gesichter, und sagten unter sich: „Ein sonderbarer Mann, dieser Herr von Kramer, seine bisherige Galanterie hat plötzlich in Gemeinheit umgeschlagen.“ Berger stand auf und entschuldigte sich, das Gesicht mit Scharlach bedeckt, er gab vor: eine Gesellschaft erwarte sie am Fuße des Berges, und Kramer, der anfangs zu widerstreben schien, konnte nur durch die besänftigendsten Worte fortgebracht werden.

Als die zwei mit ihm allein waren, begannen sie ihre Straffermone loszulassen, und Kramer bekannte seine Schuld, was freilich wenig nützte, es wäre besser gewesen, er hätte sie nicht begangen. Es mögen einige seiner Worte von dem reuigen Zustande seines angegriffenen Gemüthes Zeugniß geben:

„Ja, Freunde, ja! alles beim Lichte besehen, ich habe wieder einen recht eselhaften närrischen Streich gemacht, aber hättet ihr mirs nicht sagen können, daß die Gesellschaft so sehr nobel ist, daß ich mich ganz extra fein in Acht nehmen soll, war ich nicht mir und meinen üblen Gewohn-

heiten zum Raube, ja zur völligen Ausbeutung, und noch mehr, zur Plünderung überlassen, und wer ist darnach Schuld? Hätte ich einen Tag früher, ja nur eine Stunde früher davon gewußt, ich hätte mir Redensarten einstudirt, Redensarten sage ich, die nicht ihres gleichen haben, alle Complimentirbücher wären rein blaß dagegen geworden, blaß wie Schwefellicht! Was es doch für eine traurige Sache ist um eine üble Gewohnheit, wie oft schon hab' ich mir vorgenommen, das verd— Fluchen und Schimpfen aufzugeben, aber, Alles umsonst. Berger, sind Sie doch nicht böse; ich reise mit Ihnen, ich kenne die Azzelbrunner Gegend, ich werde alles aufbieten, daß wir darauf kommen, wer Sie denn eigentlich sind! daß wäre doch der T—, wenn Sie da als ein gleichsamiges Nichtsein, als ein Sein im Nichts, und als ein Nichts im Sein in der Welt herumlaufen sollten."

Raspelmayer sah, daß Berger von diesen Worten unangenehm berührt war, er rief Kramer zu: „Schweigen Sie doch Kramer, schweigen Sie doch, reden Sie keinen solchen Unsinn!"

„Ich einen Unsinn?“ erwiederte Kramer gereizt, „wissen Sie was, Raspelmayer! Sie sind kein ungeschickter Kerl, aber Ihnen mangelt die Schule, ich habe ein wenig Philosophie studirt, ich kann da meinen Part reden, ich bin beim Nichts stehen geblieben, ich werd' Ihnen sagen, was das wahre Sein ist. Das wahre Sein ist das Bewußtsein, d. h. das wissende Sein und das seiende Wissen! — Wenn ich sage „ich,“ wohlverstanden, so ist das die Selbsterfassung des Seienden, das Ich ist die Schnur, die ich zwischen mir und allen andern Erscheinungen ziehe, wenn ich mich nun so recht in mich hinein-ichtfire, so wird es mir dunkel vor den Augen, das Gemeinsame aller Erscheinungen außer mir kann ich nicht auf einmal zusammenfassen, und wenn es in mir Licht wird, so ist es außer mir Nacht.“

Kramer strauchelte über einen Baumstrunk und fiel auf den Boden hin.

Raspelmayer half ihm mit dem Bedeuten auf: „Kramer, Sie haben sich inwendig illuminirt, und daher kommt auswendig die Nacht, das ist noch das Gescheiteste, was Sie gesagt haben, reden

Sie nicht so viel, und schauen Sie mehr auf den Weg, es dürfte nicht jeder Fall so glücklich sein, wie die beiden ersten!"

„Raspelmayer," erwiederte Kramer, „wir bleiben doch gute Freunde, da haben Sie meine philosophische Hand, führen Sie mich ein wenig denn ich bin müde, es ist nichts anders, als eine ganz außerordentliche Müdigkeit, es ist da so schön und schattig, halten wir Siesta, schlafen wir ein klein wenig."

Die beiden andern mußten, um Kramer nicht allein zu lassen, sich ebenfalls Ruhe vergönnen; Kramer philosophirte im Traume noch immer halblaut fort, man hörte ihn vom Sein und vom Nichtsein reden, wie einen Schauspieler, der sich die Rolle Hamlets einstudirt. Raspelmayer sah hinab auf die Wienerstadt, die unten ihre Riesenglieder ausdehnte, wir wollen die Gedanken, die dieser Anblick in ihm hervorgerufen haben mag, seinen hinterlassenen Schriften entnehmen.

Vom Kahlenberge.

Das iſt ein großer Bazar, der mir zu Füßen liegt,
Der Kaufleut' Buden ſind hoch, und eng aneinander gefügt,
Sie leben vom Betruge, wie einſtens, als man ihn gefragt,
Der Kaiſer Joſephus der Zweite in fröhlicher Laune geſagt.

Die Donau läßt minniglich flattern ihr herrliches Silberband,
Es glänzet vom Winde beweget, und ſchlinget ſich über das Land,
Und mitten im Bande da iſt auch ein köſtlicher Edelſtein drin,
Der haltet den Gürtel zuſammen, den Edelſtein nennen wir Wien.

Die Stadt iſt halb Bachus, halb Ceres, und doch nur ein einziges Haupt;
Von Aehren umgrünt eine Seite, die andere von Reben umlaubt:
Da gibt es ein fröhliches Leben, es flechtet das Brod und der Wein
Sich wie ein Kranz um die Krone der Mauern, und ſchließet ſie ein.

Wenn ich's von der Ferne betrachte, und ſeh es an Schornſteinen reich,
So ſind ich es ganz einem großen und ſtachlichen Igel gleich,

Der wälzt sich viel Nahrung suchend im flachen Lande fürbaß,
Und doch bleibt er auch wieder liegen, und frißt ohne Unterlaß.

Er fürchtet sich nicht, wenn ein Feind ihm auf den Pelz kommen sollt,
Er hat sich ja öfter zum Kampfe entschlossen zusammengerollt,
So blieb er schon zweimal liegen und wartete kühn und gemach,
Bis sich der türkische Mops an ihm seine Schnauze zerstach.

Es dünkt mir der Dom von St. Stephan, wenn ich ihn betrachte von fern,
Auf stolzer Brust eines Helden ein seltener Ordensstern,
Vom Orden der ewigen Wahrheit, gekommen vom himmlischen Land,
Gestiftet von Christus dem Sieger, gereichet mit blutiger Hand.

Komm ich auf die Leute zu sprechen, die wohnen hierunt' in der Stadt,
Da werde ich einmal des Lobes, des Tadels ein andermal satt.
Da findest du Gutes und Böses, gerade wie allerwärts,
Da findest Du Herzen voll Liebe, und andere erstarret wie Erz.

Da gibt es viel wackere Männer an Kraft und an Tugend reich,
Da gibt es viel edele Frauen, wie Engel vom Himmelreich,

Die segnend und Segen empfangend durch ihren Lebenskreis ziehn,
Bis sie der Engel gerufen, im Garten Gottes zu blühn!

Auch findest du mehrere Gärtlein, die reihen sich rings um die Stadt,
Wo Meister Tod wie ein Maulwurf die Hügel aufgeworfen hat,
Da liegen viel Körnlein im Erdreich, die waren mir theuer und werth,
Auch meine Mutter ist d'runter, die mich lieben und beten gelehrt!

Wie ein mächtiger Schwemmteich von Siloh, so dünket mir ferner mein Wien,
Es wallen aus gar vielen Landen viel Pilger ums Glück dahin,
Und dem es willkommend die Hände, zum Gruße entgegen gestreckt,
Den hat wohl die Stunde getroffen, wo der Engel die Fluthen bewegt.

Da gibt es gar viel Uebertreter, viel Halter vom Liebesgebot,
Da blüht der Barmherzigkeit Rose auf jedem Dornstrauch der Noth,
Da gibt es der Narren so viele gerade wie anderswo,
Die schmähen das Treiben der Weisen, und sind ihrer Narrheit froh!

Da gibt es viel Schreiber, die schreiben viel Dinge ums tägliche Brod,
Im Sold von drei großen Tyrannen, von Jammer, Elend und Noth,
In ihrem Kopfe siehts bunter, wie auf dem Bazar aus,
Um's Geld ist alles zu haben, da geben sie alles heraus!

Doch euch zu verdammen, wahrhaftig, das wäre nicht gut gemacht,
Ich habe ja selber mein eigenes, trauriges Loos bedacht,
Auch ich laß die Geige klagen, als wie ein bettelndes Kind,
Und meine Lieder austragen muß der beflügelte Wind!

O Wien, du scheinst von hier oben mir eine Elfenstadt,
Die Ferne war es von jeher, die dich verkleinert hat,
Es schrumpfen deine Straßen zu dünnen Furchen ein,
Wie Nußschalen sind deine Wagen, deine Damen wie Goldkäferlein!

Die Rosse sind wie Fliegen, die Leute ein Ameisenschwarm,
Sie rennen ganz leis' durcheinander, man hört hier gar keinen Allarm,
Seh' ich deine Krieger gereihet in langer dichter, Schaar,
So dünken Sie mir eine Wiese mit Grashälmlein silberklar!

Und wo eine Standarte raget hie und da hervor,
Da wird zur Schlüsselblume der Schlüssel vom Siegesthor,

Und Alles, was ich ſehe, wird hier gar ſo klein,
Nur ich, ich werd' ſo groß als wie ein Königlein!

Wie klein iſt des Menſchen Treiben, wie groß iſt des Menſchen Geiſt,
Wie klein das, nach dem er ſtrebet, wie groß, was ihm Gott verheißt,
Wie klein iſt des Menſchen Liebe, wie groß iſt Gottes Huld,
Und doch rühmſt du dich deiner Größe, und groß biſt du nur in der Schuld!

Proſa vom Kahlenberge.

In einem Gedichte kämpfen immer zwei Kräfte mitſammen, der Gedanke und der Reim, entweder zieht der Gedanke den Reim herbei, und dann iſt der Zug gut, oder es zieht der Reim den Gedanken bei den Haaren herbei, und dann iſt der Zug ſchlecht. Wenn man ſo recht von der Leber weg reden will, ſo iſt doch die Proſa ein ganz unvergleichlich Ding.

Die Phantaſie iſt ein Kaleidoſkop, man darf es nur drehen, und augenblicklich ſieht man eine andere Zeichnung, ein anderes Bild. Jetzt kommt mir Wien wieder vor wie eine große Krönungs-

pastete, in der man zur allgemeinen Kurzweil einige Zwerge eingeschlossen, freilich ist sie eine ungeheuere Monsterpastete mit einigen hunderttausend Zwergen, die in Fried und Eintracht leben könnten, wenn es sich nicht Eine Hälfte derselben sehr angelegen sein ließe, der andern recht viel Galle und Verdruß zu machen.

Bald scheint mir die Stadt wieder ein großes Mühlrad von der Donau getrieben, nie ein Mangel an Staub. Es ließen sich da eine Menge abgeschmackter Witze über Pulver- und Papiermühlen machen.

Ich vergleiche dafür Wien lieber noch einmal mit einer großen Sackuhr, die Donau ist die Silberkette, dem Lande um den Hals geschlungen, an welchem das Uhrwerk hängt, die Kirchthürme sind die Spindeln, um welche sich die Räder bewegen sollen, die Unruhe, wenn auch von Federn bewegt, überschreitet schwer ihren Schutzmantel*), das Werk läuft daher zumeist ruhig ab,

*) Das und das Folgende gilt natürlich von jener Zeit, in welcher Raspelmayer das Obige in sein Gedenkbuch schrieb.

der Regulator ist eine gerechte und billige Gesetzgebung, auch die Trommel ist ein unentbehrliches Instrument. Fremde Scribenten wollen gehässiger und gewohnter Weise Wien aufziehen, nach und nach kommen aber die Wiener dahin, sich für solche Mühe zu bedanken, indem sie bei derlei Leuten schon im Voraus wissen, wie viel es geschlagen hat.

Als einst die Türken um Wien gelagert waren, wie die Juden ums goldene Kalb, da lehrten ihnen von diesem Musikchore (vom Kahlenberge) aus, die beiden Kapellmeister Sobiesky und Lothringen einen kuriosen Tanz, das Ungarland war der Saal, durch welchen sie im rasenden Galopp dahinflogen, sie warteten nicht einmal auf den Beginn der Ouvertüre, der Anblick der glänzenden Direktorstäbe allein setzte ihre Füße in Bewegung! Sie sind seitdem nicht wieder zu einem Balle nach Oesterreich gekommen. O Wien, Wien, du warst schon einmal die Pastete, an der sich die Baalsschlange der Barbarei den Magen verdorben, und wer weiß wozu du von der Vorsehung für die Zukunft aufbewahrt bist."

Somit schließen wir die Betrachtung Raspelmayers und überlassen es dem geneigten Leser, sich selber einen Commentar darüber zu denken.

Die Landparthie wurde glücklich beendet, Kramer erwachte von seiner Siesta, und rieb sich mit seinen Handknöcheln die Augen wie ein weinendes Kind, er schimpfte in seiner Weise fürchterlich über die ausländischen, besonders über die französischen Weine, die in der Blüthe seines Lebensbaumes, im Gehirn, so dämliche Nacht verbreitet, und dieses Schmähen war gewiß ein Werk des größten aufopferndsten Patriotismus, denn er vergaß dabei großmüthig alle Verheerungen, welche schon so oft durch Oesterreichische Weine in seinem Gehirne angestellt wurden.

Und wieder beschloß Kramer das alte System (des Weintrinkens) aufzugeben, und ein ganz neues System, ein bisher noch ganz unerhörtes System anzufangen. O schöne Entschließungen, o unschöne Nichthaltungen! Verdammen wir aber deßhalb den armen Herrn

Vetter Kramer nicht, wir wären vielleicht in seiner Lage viel schlechter als er in seinen schlechten Dingen, und viel weniger gut als er: in seinen guten Dingen.

XIII.

Wie Berger in allerlei Verlegenheiten kommt, und wie er mit Kramer nach Azzelbrunn reist, wo ihn bei der Erinnerung an seine Kindestage eine große Wehmuth überfallet.

„Grüß Gott, ihr lieben Haine,
Grüß Gott, du dunkler Wald,
Ihr Dörfer, und ihr Raine,
Ihr Berge grau und alt!“
Joh. Nep. Vogel.

Kramer war des andern Morgens voll der Reue über die Thorheiten des vergangenen Tages, im ganz nüchternen Zustande fing er es erst recht zu begreifen an, in welch große Verlegenheit er Berger durch sein dummes, rohes Benehmen gesetzt, er war aber auch bestrebt, das Unheil so viel als möglich gut zu machen. Raspelmayer

gab ihm einige Aufschlüsse über das Verhältniß Bergers zu Marien, diese tauchten jetzt in seinem Gedächtnisse auf, und wir wollen ihn seinen darüber gefaßten Entschluß selber aussprechen lassen. Schon am frühen Morgen klopfte er bei Berger an, und rief: „Ich bin's, der Kramer ist's, derselbe Kramer, der eine Dummheit nach der andern macht! Machen Sie auf Berger, verurtheilen Sie mich nicht, hören Sie mich an, ich hab' ein neues System, ein ganz neues System!"

„Halten Sie zu Gnaden, Kramer, nur ein wenig, ich liege noch im Bette!" Berger öffnete die Thür und sagte: „So, so! kommen Sie, übrigens kenne ich ihre neuen Systeme, sie gehen alle aufs alte hinaus!"

„Ich versteh' Sie nicht, Berger, was wollen Sie mit diesen Worten, ich versteh' Sie nicht!"

„Sie könnten mich verstehen, Kramer, denn Sie haben Witz, aber Sie wollen mich nicht verstehen, denn Sie haben einen bösen Willen, Sie sind verstockt! Ihr neues System ist: keinen

Wein trinken zu wollen, und das ist Theorie, und ihr altes System ist: Räusche zu haben, und das ist Praxis. Nun schlägt aber ihre gute Theorie immer in die schlechte Praxis um, d. h. Ihr neues System geht immer auf's alte hinaus!"

„Aber geben Sie denn für die Reue gar nichts, Herr Berger, meinen Sie, daß ich an meinen Zuständen eine Freude habe? Die Sünde ist ein Bild mit zwei Seiten, zuerst schaut man das Bild wohlgefällig von der einen Seite an, das ist ein gar holdes Bild, das ist die Sünde, dann wendet sich das Blatt, und man sieht das Bild von der andern Seite an, das ist ein gar trauriges Bild, und das ist die Reue! das Bild ist von der einen Seite betrachtet ein Perpetuum mobile, wer es von der Seite der Sünde betrachtet, bei dem dreht es sich immer zur Reue herum, wer es aber fest von der Seite der Reue betrachtet, bei dem dreht es sich nicht zur Sünde herum! Denken Sie sich in meine Lage, Herr Berger, denken Sie, daß ich schief bin, und Sie werden kein schiefes Urtheil über mich fällen! Ich liebe den Wein, und er schmeichelt mir, um

mich zu unterdrücken; er ist ein abscheulicher Tyrann; meine Liebe zum Wein ist demnach nichts anders, als eine unglückliche Liebe, aber ich höre auf — so wahr, so wahr —

„Schwören Sie nicht, Kramer, schwören Sie nicht! Wenn Sie das Schimpfen und das zeitweilige Trinken nicht hätten, wären Sie ein Engel!"

„Darum bin ich auch gekommen, um dennoch Ihr Engel zu sein. Ich gehe mit nach Azzelbrunn und in die ganze Gegend; ich kenne die Gegend, war lange da droben; ich kenne die Beamten ringsum, ich lasse mir's nicht nehmen, ich gehe mit, wir müssen auf den Grund kommen, ich nehme Urlaub bei Herrn Bär. Wann wollen Sie fort?"

Berger schien es nicht sehr angenehm zu sein, mit dem ungestalten Manne die Reise ins Land seiner Kindheit anzutreten. Er mochte aber auch den Antrag nicht ablehnen, weil er dadurch Kramer zu beleidigen fürchtete. Als dieser die Miene des Zweifels auf Bergers Gesichte las, fuhr er fort: „Ja, ich sag' Ihnen, Berger, es wird Sie

ganz gewiß nicht reuen, mich mitgenommen zu haben, denn wenn ich mich einmal für etwas interessire, so kann ich eine Alles überwältigende Thätigkeit entwickeln. Fürchten Sie nicht, daß ich zu viel Wein trinke, Sie werden mich auf der Reise als einen Mann sehen; ich will wie ein Mann reden, wie ein Mann handeln, wie ein Mann nachforschen —"

„Und wie ein Mann trinken," half ihm Berger weiter.

„Sie wollen mich beleidigen, Berger, aber das geht nicht! von Ihnen lasse ich mir Alles sagen, denn Sie meinen es gut, und Sie haben auch gerade jetzt Ursache, auf mich vollkommen toll zu sein. Aber ich gehe mit, ich habe eine Ahnung, und die soll mich nicht betrügen; ich will mich vorläufig nicht näher erklären, lassen Sie mir nur das Briefstücklein sehen, ich möcht' es selber sehen, Raspelmayer erzählte mir davon, aber ich will mich durch den Augenschein überzeugen."

Nachdem ihm das verlangte Fragment gereicht worden war, murmelte er für sich: „Ganz recht,

in dem Dorfe Leite— steht hier, wenn nur noch zwei ganz kleine Worte mehr daran gewesen wären, zwei ganz kleine Wörtchen mehr, so wär' es ganz leicht; doch das ist der Riß des Schicksals. Ich gebe aber meine Hoffnung noch nicht auf. Das Papierstück wird mitgenommen, und: Vederemo! sagt der Italiener."

Zwei Tage vor seiner Abreise in die Azzelbrunner Gegend war Berger im Hause Weißenthalers, und redete höchst melancholisch mit Marie: „Wenn ich so mein gegenwärtiges Schicksal bedenke, so dünkt es mir, es hätten sich die Dinge für mich besser gestaltet, wenn ich daheim geblieben wäre bei meinem Ziehvater, und wäre ein wackerer Müllerbursche, und vielleicht in der Folge ein tüchtiger Meister geworden. Ich hätte dann kein besseres Leben kennen gelernt, ich wäre zufrieden gewesen mit meinem Loose und keine anderen Wünsche wären in mir rege geworden; so aber steh ich nun da im Kampf mit meinem Geschicke, und ohnmächtig, es zu bezwingen!"

„Aber, lieber Berger," sagte Marie, die von

Natur aus so viel praktische Lebensanschauung hatte, daß diese noch durchschlug, wenn ihr gleich selber sentimental bange ums Herz war — „aber lieber Berger, was Sie da sagen, ist doch nichts anders als eine Phrase; Sie sind in Ihrer Kunst so weit fortgeschritten, daß Ihnen wenigstens keine unsichere Zukunft bevorsteht. Sie werden immer ein anständiges Darauskommen finden. Sie sind doch jedenfalls besser daran, als wenn Sie unter den drückendsten Verhältnissen zu Azzelbrunn geblieben wären, und dann, dann Berger" — sagte sie ferner mit all der tröstenden Stimme, die ihr zu Gebote stand, „haben Sie denn ganz Ihr kindliches Gemüth eingebüßt, haben Sie vergessen jener einfachen Schulreime aus dem Evangelium, die mich wirklich tief gerührt haben, als Sie mir davon erzählten; die dem Knaben schon so süßen Trost gegeben auf seiner Wanderfahrt am stillen Abend, wo die Furcht sich seiner bemächtigt —"

„Wie, Fräulein, Sie erinnerten sich sogar noch jener Verse, die ich schon vor langer Zeit einmal erwähnt?" —

„Ja wohl, Sie bedürfen eben jetzt derselben sehr, ich will sie Ihnen vorsagen:

„Der Vöglein unterm Himmel nährt,
Und Lilien auch darneben,
Wird Jedem das, was er begehrt,
Und was ihm noth thut, geben.“

„Diese paar Reime, so holperig und einfach in ihrer Form, sind sie nicht für den Unglücklichen, oder für den, der sich einbildet, daß er es sei, ein wahrer Balsam fürs wunde Herz, mehr geeignet, dem Menschen Trost zu geben in der Bitterkeit und Betrübniß des Lebens, als ein ganzes Schock ausgezeichneter Heldengedichte und Dramen! Sind diese vier Verse nicht wie vier Evangelisten oder Verkünder einer freudigen Botschaft, die auf die Fürsorge jenes Vaters hindeuten, an der dem Menschen mehr gelegen sein soll, als an der Liebe und Sorge eines irdischen. Gewiß, die Vorsehung sorgt mehr für uns, als wir es in unsern eigensüchtigen Bestrebungen selber vermögen!“

„Fräulein“, entgegnete Berger, „Ihre Theilnahme rührt mich, sie zwingt mich aber zugleich

zur vollkommenen Aufrichtigkeit; ich will Ihnen meine Gedanken ohne allen Rückhalt sagen, selbst auf die Gefahr hin, recht tölpelhaft und roh zu erscheinen. Es redet oft ein Dämon aus dem Menschen, indem er selber der heiligsten Anregungen und Gefühle spottet — er redet auch jetzt aus mir. Ich dachte: Sie, Fräulein, Sie haben leicht reden und moralisiren, die Fülle des Reichthums und des Glückes umgibt den Menschen oft wie eine prachtvolle Kanzeldraperie, von der es leicht ist, herabzudonnern aufs arme Volk, und es zu gemahnen ans geduldige Tragen seines herben Looses. Verstehen Sie mich wohl, ich zeihe Sie keiner Härte, ich weiß, was Sie den Armen thun, Gottes Segen dafür über Ihr Haupt, Gottes reicher Segen! Ich redete einige Male von den Armen, die in der drückendsten Lage des Nöthigsten entbehren, und im selben Hause mit mir wohnen, und ich weiß es, daß Tags darnach eine junge Dame angefahren kam, und daß ein Bedienter fragen mußte —"

„Lassen Sie das, Berger, reden Sie nicht weiter, sonst kommt es mir vor, als ob Sie mir

eine Rührscene aus den Mysteres de Paris vorläsen, und Sie machen aus mir am Ende eine Clemence de Harville mit ihrer etwas zweideutigen Wohlthätigkeit."

„Und die Dame fragte auch, wo die Wohnung eines gewissen Raspelmayer sei, eines alten Mannes, bei dem noch ein Musikus, ein junger Mann wohne, und sie stieg, nachdem sie die armen Leute reichlich beschenkt, in den Wagen und fuhr fort!"

„Berger, ich bitte Sie, reden Sie nicht weiter! Denken Sie nur, Ihre Worte müssen mich unangenehm berühren!"

„Nur einige Sekunden, Fräulein, gewähren Sie mir noch zu sprechen! Ich war hocherfreut, als ich von Raspelmayer vernommen, daß diese gewisse Dame nach meiner Wohnung gefragt, aber die Freude diente nur als Folie des darauf folgenden Schmerzes; ich dachte mir: Sie kann wohl die Wohnung der Armuth und Noth besuchen als Engel der Milde und des Erbarmens; aber sie muß sich ihrer Stellung nach scheuen, dem Geächteten eine Ehre zu erweisen, auf die er

nicht denken soll, segnend als Engel des Friedens die Schwelle desjenigen nur auf einen Augenblick zu betreten, den die Gesellschaft ausgeschlossen hat, und darnach fühlten sich Einige Arme des Hauses, welche die Dame beschenkt — reich — und ein anderer Armer, an dem sie stolz vorübergehen mußte, der fühlte sich ärmer als er früher war. So wirft der arme Mensch, der in einer großen Stadt mit der reichen oder großen Welt in Verkehr gekommen, sich selber die Brandfackeln unerfüllbarer Hoffnungen in die Brust, die ihm das Gebäude seines Friedens wie einen Pulverthurm entzünden, zertrümmern und in alle Winde streuen! Und das ist dann eine Armuth, Fräulein, bitterer vielleicht als die desjenigen, der kein Brod zu essen hat, denn diesem kann geholfen werden, und wird auch meistens geholfen; aber einem Armen, wie ich einer bin, den seine kühnen unerfüllbaren Hoffnungen arm gemacht haben — dem Thoren, Fräulein, dem ist nicht zu helfen!"

Während dieser Worte, welche Berger mit wehmüthiger Stimme sprach, hatten sich Conver-

gläser von Thränen über seine Augen geschliffen, sie brachen mit seiner Stimme zugleich und rollten in Zährensplittern die Wangen herab.

Marie stand schnell auf und eilte ins Zimmer nebenan, als ob sie dort etwas besorgen wollte; es war aber nichts, als etwas Perlenfischerei; sie fing mit einem weißen Tuche die Sternschnuppen der Wehmuth auf, welche aus ihren Augen, wie aus einer hellen Sternennacht herabfielen. — Sie kam kurz darauf wieder und wollte nichts merken lassen; aber der feuchte, auf dem Azur der Augen lagernde Thränennebel war nicht so leicht zu verscheuchen; sie sagte mit etwas gebrochener Stimme: „Gehen Sie glücklich, ich wünsche es recht vom Herzen, daß Ihnen Ihre Reise die gewünschte Aufklärung gibt!"

„Wenn ich aber erfolglos wiederkehre, dann Fräulein, dann leben Sie für immer wohl, dann kann und darf ich nimmer hier erscheinen, und ich habe eine nur zu traurige Ahnung, daß es so kommen wird."

Berger küßte nach diesen Worten Mariens Hand und eilte schnell hinaus.

Das war nun wohl eine recht sentimentale Romanscene. Berger war ein guter Mensch, und seine Gefühle, die er ausgesprochen, hatten sich zum Theile auch seiner bemächtigt. Aber was vermochte ihn, sie in gewählten Worten so sehr zu steigern? —

Nichts anders, als der männliche Egoismus, den es unendlich erquickt, sich als Gegenstand der Trauer und Wehklage zu sehen, der mit großem Vergnügen einen Schmerzensbecher nach dem andern darreicht, wenn er sieht, daß sich Thränen-Urnen daraus gestalten, in welche Zähren um seine werthe Persönlichkeit geweint werden; derselbe männliche Egoismus, der die Mücke eines Gefühles unter das Mikroskop tausendfach vergrößernder Phrasen steckt, um einen geflügelten Drachen oder ein Behemot daraus zu machen, der den kleinsten Demantsplitter einer edlen Gesinnung, die er vielleicht in der That in sich trägt, von allen Lichtseiten und Sonnenstrahlen einer gewählten Sprache anscheinen läßt, um ihn nur recht blendend karfunkeln zu lassen; — das edle Weib hingegen senkt seinen Schmerz, ohne

dem schallenden Glockengeläute der Zunge, in die Seelengruft, keine glänzende Inschrift der Sprache redet von ihren Opfern, die sie gebracht, und nur gebleichte Wangen geben manchmal, wie weiße Grabrosen, die traurige Kunde, daß hie unten in dem Sarge der Brust ein gebrochenes Herz eingesenkt sei.

Fürwahr, wem sich je Gelegenheit geboten, als stiller Beobachter, oder auch als entscheidender Richter die rohen und feinen Kämpfe, mit denen sich Männer und Frauen oft selber das Leben verbittern, mit anzusehen, der muß ausrufen: So wenig ihr die Biene beneidet um ihren Stachel, so wenig ihr den einsamen Wanderer auf gefahrvollem Pfade um den Dolch beneidet, den er unter seinem Mantel verborgen trägt, so wenig ihr den Jäger, der im Walde, mit wilden Bestien erfüllt, auf das Hochwild lauert, beneidet um seinen Hund, der als treuer Gefährte in Unwetter und Gefahr an seiner Seite steht: so wenig beneidet auch das Weib um seine natürliche List! Denn wie oft bedarf es derselben, um sich durch die Felsen des Ungestümes

und der Rohheit, der Launen und der Selbstsucht, welche ihm das Männerherz wie ein böser Zauberer in den Lebensstrom hineinrollt, wie mit einem zagend geführten Ruder durchzuhelfen. Ihr ungestümen Söhne ungestümer Väter, denkt daran, wie schon im Aelternhause eine gute Mutter als Priesterin des Friedens, das zerrissene Band desselben aufs neue knüpfte — und wagt es dann, die Mutter zu verdammen, wenn sie sich dabei vielleicht einer kleinen, unschuldigen List oder eines kleinen unschuldigen Hinterhaltes bedient hat!

Am folgenden Tage besorgte Berger einige Einkäufe zu seiner bevorstehenden Reise. Er wollte nebenbei Raspelmayern eine Freude machen, und kaufte für ihn ein Fläschchen Maraskino. Die Säcke waren schon von andern Dingen vollgepfropft, er mußte den in Papier gehüllten Liqueur in der Hand tragen; er geht eben über einen der volkreichsten Plätze, trägt sein Haupt hoch wie ein Hirsch, und schüttelte bisweilen seine Locken, wie ein Löwe die Mähnen.

Kein Wunder auch, hoffärtige Gedanken durchzucken seine Seele! „Das muß einmal wahr sein," sagte er zu sich selbst, „reden kann ich wie aus einem Buch, das ist die Folge, wenn man viel gelesen hat. Ich habe mich gestern sehr nobel benommen, ohne weiteres hat das auf Marie einen tiefen, erschütternden Eindruck gemacht." Kaum denkt sich Berger dieses und noch anders von gleich beschaffener, bescheidener Qualität — so steht plötzlich Marie mit einer Freundin am Arme vor ihm; er grüßt erschrocken und bleibt stehen. Das Lächeln des hinter den Damen stehenden Bedienten scheint ihn aus der Fassung zu bringen. Macht er ein trauriges Gesicht, wie es auf den gestrigen Epilog gepaßt hätte, so verräth er seine Melancholie an die andere Dame, das geht also nicht; macht er ein lustiges, fröhliches Gesicht, so könnte das Marie beleidigen; denn er würde anzeigen, daß er seinen grimmigen Schmerz über Nacht ausgeschlafen. Was also für ein Gesicht machen? Das ist oft eine Weltfrage, die sich die Leute im socialen Leben sehr häufig stellen. Der diplomatische Kopf

fragt sich nicht lange, er macht ein Gesicht, und der Spiegel des andern Gesichtes sagt ihm lohnend: Siehe da, dein Gesicht ist gut! Der undiplomatische Kopf stellt sich die Frage: Was soll ich für ein Gesicht machen? Und im Momente der Frage macht er ein Gesicht, und das zwar ein dummes, so ein dummes, verblüfftes Gesicht machte nun auch Berger. Sämmtliche in Verlegenheit. Marie fragt: „Was haben Sie da Schönes, Herr Berger?“ — „Da,“ sagt Berger, mit der einen Hand auf das Fläschchen deutend, während er auf eine Nothlüge sinnt, „da habe ich eine Sacklaterne für meine Reise.“ Er will während dieser Worte das Fläschchen in die andere Hand und von dieser in die Rocktasche spediren. Diese Evolution sollte mit großer Gewandtheit geschehen, das Fläschchen aber that Einsprache, fiel auf das Plaster und zerbrach. Maraskinoduft, so süß er für Raspelmayer gewesen wäre, so bitter war er jetzt für Berger. Die gebrochene Laterne mußte ein schiefes Licht auf ihn werfen. Seine Verlegenheit war ohne Gränzen. Im mindesten Falle stand er als ein

Lügner da; die Freundin Mariens konnte ihn sogar für einen Schnapshelden halten, wenn auch Marie selbst ihn günstiger beurtheilte. Einige der Vorübergehenden lächelten. Marie ging mit ihrer Freundin schnell fort, und sagte: „Auf Wiedersehen!“ Der Bediente lachte fauniſch wie ein Waldgott. Und Berger:

Da ſtand er nun, als wie vernichtet,
Vom Maraskin zu Grund' gerichtet!

Ein großes Unglück macht den Menſchen bei weitem nicht ſo toll, wie eine große Verlegenheit, wie ein tüchtiger Stoß, den die Eitelkeit erlitten. Auf die geſtrige Scene voll roſenduftiger Poeſie, das heutige Nachſpiel voll ſchnapsduftiger Proſa. „O,“ dachte Berger bei ſich, „es gibt im menſchlichen Leben Augenblicke, wo er mit den Füßen vorwärts in die Erde ſinken möchte bis auf ihren Mittelpunkt, um dort einen Centripetalpurzelbaum zu ſchlagen, und ganz naturgemäß mit dem Kopfe voraus bei den Antipoden wieder aufzutauchen. Der zweite Theil vom Centrum aus gäbe dann eine famoſe originelle Reiſebeſchreibung, denn da wäre der Kopf

das erste; der erste Theil aber gäbe eine Reiseskizze, wie sie uns nichts neues sind, wobei nämlich der Kopf das Letzte ist."

Wir überlassen den Helden vorläufig seiner Desperation, und sehen ihn am andern Morgen mit Kramer im Reisewagen nach Azzelbrunn fahren. Kramer wäre gerne redselig, Berger aber sitzt stumm im Wagen. Die Hinsichten in die Ferne und die Rücksichten in die nächste Vergangenheit haben für ihn nichts sehr Erfreuliches. Sie sind frühen Morgens weggefahren, und kommen Abends an den Ort ihrer vorläufigen Bestimmung.

Berger konnte sich der Thränen nicht erwähren, als er im ersten Strahl des Mondes den Azzelbrunner Kirchthurm sah mit seinem breiten Schlafhaubendache, mit seinen großen Fensterlucken und ihren massiven Jalousien an der Wetterseite.

Wie selig war er oft auf diesem Thurme, wenn er als Knabe den Glockenstrang ziehen durfte, wenn er zur Bewunderung der andern Herren Buben, die mit ihm waren, den eisernen

Schwengel beim Schluß des Läutens mit kunstreicher Hand nach seinem letzten Schlag erfaßte, den Kopf dabei sorgfältig in die Schultern gesteckt, um jede unsanfte Berührung mit dem Glockenrande zu vermeiden. Mit welch seligem Vergnügen betrachtete er durch ein Astloch der Breterwand die Kammer des Uhrwerkes, wo die eisernen Zähne gespenstig in einander griffen, und der Pendel, einer Schildwache gleich, unermüdlich auf- und niederging. Er erinnerte sich an den geheimnißvollen Schauder, der ihn durchbebte, wenn das Schlagwerk zu rasseln begann, und hoch ober ihm der Hammer tönend auf den Glockenrand niederfiel. Alle diese Genüsse der glücklichen, so leicht zu befriedigenden Kindheit entlockten ihm ein herbes Lächeln. An der Seite der Straße floß schäumend der Bach, vom Schneewasser aus den Bergen angeschwellt, derselbe Bach, an dem er so oft in unermüdlicher Beharrlichkeit dem Krebsfange obgelegen.

Da war die Denksäule mit ihrem verwitterten Gemälde, die Landleute der Umgegend nannten sie das Brautkreuz; — mit großer Rührung

hatte er als Knabe oft nach der Ermüdung vom Krebsenfange dies ärmliche Bild betrachtet, es stellt dieselbe Gegend, in der es errichtet ist, zur Winterszeit dar, und an der Stelle, wo jetzt die Säule aufragt, sitzen zusammengekauert zwei Frauengestalten, die eine älter, die andere jugendlich blühend (soweit es der arme Schelm von Dorfmaler vermochte, die Jugendblüthe darzustellen), eine runde Schachtel mit den Händen umklammernd, auf der ein Brautkranz von Rosen liegt. Unten die erklärende Inschrift, (schon einige Male renovirt): Hier erfror die Frau Anna Buchsederin und ihre ehrsame Tochter Gertraud Buchsederin, sie wollten alle zwei zur Hochzeit gehen, ihre Tochter war die Braut, und hat noch im Tod die Schachtel mit dem weißen Gewand und den Brautkranz in Händen gehalten. † Im 19. Jänner 1793. Der Bräutigam Georg Sengbauer hat diese Marterſäulen setzen lassen. Bete ein Vater unser für die armen Seelen. Hier folgte noch eine kleine, bildliche Darstellung des Fegfeuers und darunter die Worte:

Spotte nicht, mein lieber Christ,
Denk', daß vielleicht dein Vater und Mutter darunter ist.

Das Ganze, wie fast Alles, was wir erzählen, ist Thatsache, man fand des andern Morgens die todte Braut die Hände über den Kranz aus gemachten Rosen gehalten. Fürwahr, ein trauriges Bild, wenn auch noch so stümperhaft gemalt. Der kalte Frost berührte dies warme Herz mit seinen vollen Schlägen, die Winternacht glich dem Grabsaale der Natur, und der Tod nahm zum ersten und letzten Reigen die Jungfrau in seine Arme.

Berger wußte die Aufschrift noch auswendig, und recitirte sie Kramer. Dieser war, bei ihm ein sehr seltener Fall, auch dem Anscheine nach, bis zu Thränen darüber gerührt, sagte aber bald darauf in ganz ordinärem mitleidlosen Tone: „Gar eine arme Seele das! wahrscheinlich am Tage vor der Hochzeit so jämmerlich ins Gras beißen müssen! Recht eine betrübte Geschichte." — Kramer stellte sich immer, als ob er ein Feind aller Rührung wäre, er wollte auch nie eine solche an sich merken lassen.

Berger begab sich zum Pfarrer von Azzel-

brunn, dieser war immer noch derselbe Mann voll rühriger Thätigkeit, aber seine Locken waren ganz silberweiß geworden, sein Einkommen war schlecht, aber er war dafür gut, jedenfalls besser für ihn und für seine Gemeinde, als wenn das Gegentheil Statt gefunden hätte.

Der Pfarrer empfing den jungen wohlgekleideten Mann mit aller ihm zu Gebote stehenden Artigkeit; als dieser sich aber zu erkennen gegeben, schüttelte er ihm treuherzig die Hände. „Grüß Gott, Du Schelm, grüß Gott, habe schon gehört von Dir, gelt ja, ich kann schon Du sagen, hältst Dich nicht auf darüber, warst ja mein bester Schüler im Katechismus, aber das Davonlaufen, das kann ich Dir nicht ganz schenken, das hättest Du doch nicht thun sollen, wenn dich's auch, wie ich gehört habe, zu Deinem Glücke geführt. Hast Du schon Deine Mutter besucht? — ihr ungestümer Mann ist todt seit drei Jahren, hat sich überhaupt schon, seit Du fort bist, eine recht tüchtige Schaar um die Kirche herumgelegt. Aber Diogenes, hörst Du, Deine Mutter mußt Du mir um Verzeih-

ung bitten, sie hat viel um Dich geweint, wie um ihr eigen Kind, es hat sie auch sehr gefreut, als Du mir vor ein paar Jahren, da Du zur Raison gekommen, geschrieben, ich solle sie in Deinem Namen um Vergebung bitten."

Als Berger zur Sprache kam, bat er um den Brief, der einst am Glockenseile aufgebunden war, er wollte die Schrift mit seinem Fragmente vergleichen, und siehe da, es war dieselbe Schrift. Aber was ließ sich mit diesen beiden Papierstücken erweisen? Es ging wohl die an Gewißheit streifende Vermuthung hervor, daß Berger mit dem im Brieffragmente bezeichneten Kinde identisch sei. Nun mußte erst das politische Talent Kramers seine Operationen anfangen.

Während der Pfarrer mit Berger sprach, suchte Kramer, der bisher noch gar nicht vorgestellt war, durch verschiedene Dehnungs- und Vergrößerungsversuche seines Leibes, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Endlich fragte der Pfarrer: „Und wer, mein Lieber, wer ist dieser Herr, den Du mitgebracht hast?" Nun rüstete sich Kramer selber zur sonderbaren Antwort und

Auskunft, die er in ähnlichen Fällen zu ertheilen pflegte. Er sagte nämlich rasch hintereinander: „Angestellt, angestellt!“ — und diesem Worte folgte ein Räusper von großer Sicherheit und von umfangreichem Klange, der dem Fragenden allen Muth benehmen sollte, die Fragetortur weiter zu treiben; denn lügen wollte er nicht, und daß er Buchhalter eines Fabrikanten sei, wollte er auch nicht sagen, er ließ es demnach mit dem Worte „angestellt“ auch dahin gestellt sein, ob er in der Welt die Rolle eines kaiserlichen Hofrathes, oder eine von minderer büreaukratischer Bedeutung übernommen habe.

Als Berger noch am selben Abende die Mühle betrat, stand ihm eine neue Rührscene bevor, seine Ziehmutter nahm ihn freudig auf, und meinte: einem so schönen jungen Herrn müsse man alles verzeihen, er hatte ihr einige kleine Geschenke mitgebracht und sie versichert, daß er ihrer stets liebend gedacht, und daß er nur wegen der Grobheit ihres zweiten Mannes, unter der sie selber seufzen mußte, das Weite gesucht habe.

In kurzer Zeit lief es noch Abends im Dorfe herum: „Der Diogenes Berger, welcher vor so und so viel Jahren abgefahren, um zu einem Schuster in die Lehre zu gehen, der sei jetzt als ein gnädiger Herr wiedergekommen, und habe sogar einen Bedienten mit einem rothen Gilet mitgebracht, bei dem es nur zu beklagen sei, daß er einen so eigenthümlichen zusammengedrückten Wuchs habe.

Am folgenden Morgen ging Berger in die Kirche, wo ihm Alles seine Knabenzeit ins Gedächtniß rief: die Blasbalgriemen an der Orgel, die er mit so großer Salbung zu ziehen verstand, das Glöcklein bei der Sakristei, das er mit so kindischer Freude anzog, wenn die Predigt oder die Messe begann, der Beichtstuhl, in den er sich das erstemal mit solcher Scheu und Furcht hingekniet, die kleinen Fähnlein, von denen er am Frohnleichnamsfeste Eines tragen durfte, der Hollunderstrauch vorm Sakristeifenster, der im Sommer seine weißen Blüthenköpfchen neugierig hereinstreckte, das Rauchfaß, an dem er mit mechanischer Fertigkeit die Pendelschwingungen geübt,

der Altar mit dem Bilde des heiligen Martin, der die Hälfte seines Mantels mit dem Schwerte herabschlägt, um sie dem armen Halbnackten darzureichen, alles, alles sprach eine so altbekannte Sprache zu ihm, alles erinnerte ihn an seine einstige Zufriedenheit, die jetzt so ganz und gar eingebüßt war.

Und die Räume waren alle so klein geworden, die Zimmer, die er als Knabe für groß gehalten, waren in ganz kleine Kämmerchen zusammengeschrumpft, das gothische Kirchenschiff war, dem Fahrschacht eines Salzbergwerkes gleich, welches in einigen Jahrhunderten durch das Anschießen der kristallinischen Gebilde fast ganz zuwächst, so enge geworden, daß Berger seine ganze Kindheit für eine optische Täuschung hielt. So wird auch das Menschenherz nach entflohener Jugend immer enger, und dehnt sich nur schmerzlich aus, wenn die Erinnerungen aus der Blüthenzeit des Lebens in dasselbe hineinströmen.

Als nun vollends das alte Meßlied ertönte, das die Schuljugend sang, und als es auf die Worte kam:

Gott Vater dir gehöret
Lob, Ruhm und Dank und Ehr',
Was unſ're Ruhe ſtöret,
Verſtatte nimmermehr.
Auf Erden laß' uns grünen
Den Frieden jederzeit,
Daß wir dir fröhlich dienen,
Von Furcht und Angſt befreit!

da wurde Berger ſehr betrübt: „Ich ſuche wohl nur meine Ehre ſtatt Gottes Ehre, und den Frieden der Welt ſtatt den Frieden Gottes, und dennoch, dennoch darf ich auf ſeine Hilfe rechnen. Es iſt uns ja die Elternliebe aufgetragen in ſeinem Gebot, warum ſoll ich nun meine Eltern nicht ſuchen, und finde ich auch keine lebende Mutter mehr, die mich freudig umſchlingt mit ihren Armen, ſo möchte ich doch den Grabhügel wiſſen, unter dem ihr Leichnam ruht, um dort beten und weinen zu können.

Und wie dem Trauernden alles traurig erſcheint, und wie er ſelbſt über das, was ihm ſonſt ſpaſſig vorkommt, nur wehmüthig lächeln kann, ſo lächelte auch Berger, als er den alten rothnaſigen Schullehrer ſich auf dem Orgelpoſi-

tive in der Nähe des Presbyteriums zerarbeiten ſah; er war ſehr gealtert, ſeine Knochengelenke waren aller Behendigkeit bar, aber noch immer umſpielte ein holdſeliges Lächeln ſeine Züge, nur wenn er einen Knaben mit einem andern ſchwätzen ſah, hängte er ſeine Lehrerbramarbas-Larve ein, um den Verwegenen abzuſchrecken. O Kinderzeit, Kinderzeit, wer verſetzt ſich nicht gerne zurück in deinen engen Kreis, der uns damals eine große Welt gedünkt!

XIV.

Was die Reiſe für einen Ausgang nimmt, ſammt einer Menge ganz erſtaunlicher Bemerkungen.

Dort unter Blumen und Bienen
Zeigt ſich aus alter Zeit,
Ein Pfarrer mit heiteren Mienen,
Uns zu erquicken bereit;

Er weiß es alles zu machen,
Beſorgt als Wirth und Hirt,
Er weiß ſo fröhlich zu lachen,
Daß man ſelbſt fröhlich wird.

Anton Paſſy.

„Ja, ja, lieber Freund," ſagte Kramer am andern Morgen zu Berger; „wir fahren jetzt ohne Verzug nach Leitenberg, das iſt der nächſte Ort in der Umgegend, der mit Leute anfängt, bis in fünf Stunden können wir dort ſein, und erſt wenn wir dort nichts erfahren, dann Adjes! dann fange ich ſammt Ihnen zu verzweifeln an.

Sie wissen nun wohl beiläufig, wer Sie sind, aber wir brauchen vollkommen schwarz auf weiß. Leitenberg ist wieder nur ein paar Stunden von Berghoffen, wo ich Pulverschreiber war, es gehört mit Pfarre und Herrschaft nach Burgau, von welchem Orte ich damals den Verwalter und den Pfarrer kannte, wir wollen nur nachsehen im Todtenprotokolle, ob nicht in jenen Tagen eine Frauensperson dort gestorben sei, denn ich vermuthe gar nichts anders, als, daß diese Swoboda mit Ihnen fortgereist ist, warum? das mag Gott wissen, und daß sie irgendwo starb, weil sie gänzlich verschollen ist, und nimmer nach Wien zurückkam!"

Berger redete wenig, seine Erwartung war aufs höchste gespannt, unbekümmert fuhr er vorüber an romantischen Bergruinen, an schäumenden Waldbächen, an Lerchen, die sich den Frühlingsgesang einstudirten, an Wiesen, ob denen die Erddämpfe in Gestalt von bläulichen Wolken sich hinzogen, denn die ganze sichtbare Natur mit all ihrer Blüthenpracht und Herrlichkeit, dünkt dem Menschen öde zu sein, wenn der Gifthauch

des Grames seinen Seelenspiegel getrübt hat, um Berg und Thal windet der Geist seinen eigenen Trauerflor, und nur in einem reinen Herzen, das der Zauberstab des Kummers nicht berührt hat, spiegelt die sichtbare Schöpfung sich rein und klar.

Es schlug die neunte Stunde, als beide zu Burgau ankamen, eben wurde die Leiche eines Bauernweibes in die Erde gesenkt, und darnach eine Todtenmesse gehalten. Berger blieb in der Kirche, er konnte den Augenblick nicht erwarten, in dem er vom Pfarrer etwas erfahren sollte, vielleicht dachte er sich, ist dies zugleich die Todtenmesse meiner Hoffnungen, die bis jetzt schon eine Riesengröße erreicht haben, und deren Tod mir eben so viel schmerzlicher wäre, als früher, so wie Eltern den Tod kleiner Kinder eher verschmerzen, als das Absterben jener, die schon hoffnungsvoll herangeblüht.

Berger stellte kaum dem Pfarrer die erste Bitte, „er möchte nachschlagen, ob nicht zu der und der Zeit im Todtenbuche ein Weib sich finde, die, in dem zum Pfarrsprengel gehörigen Dorfe

Leitenberg gestorben sei, als der Pfarrer in der größten Verwunderung sprach: „Reden Sie weiter, mein Herr, reden Sie weiter!“ Berger vollendete sein Anliegen, und der Pfarrer nahm seinen Hut mit den Worten: „Das ist das sonderbarste Zusammentreffen von Umständen, das ich noch jemals erlebt, kommen Sie mit mir, Sie sollen in einigen Minuten den vollsten Aufschluß haben.“ Er drängte die Beiden bei der Thüre hinaus, um sie zur herrschaftlichen Amtskanzlei zu führen. Berger fragte den Pfarrer auf dem Wege: „ob er ihm denn nicht selber Auskunft geben könne, da er doch von der Sache etwas zu wissen scheine.“ „Haben Sie nur eine kleine Geduld,“ sagte dieser, „und Sie werden sogleich alles erfahren.“ Der Amtmann ging mit Berger in ein eigenes Zimmer, Kramer und der Pfarrer blieben in der Kanzlei, der Erstere gab sich dem Letzteren als einen alten Bekannten zu erkennen, und freute sich über die Maßen darüber, daß der Pfarrer ihn nicht sogleich erkannt, denn er schloß daraus in seiner Weise sehr folgerichtig: „Weil dieser mich nicht sogleich erkannt hat,

so muß doch die schiefe Richtung meines Rückens nicht gar so sehr auffallend, nicht gar so sehr unvergeßlich originell sein."

Wir wollen hier in Kürze zusammendrängen, was Berger vom Amtmanne in Erfahrung gebracht:

„Vor Einer Woche erkrankte eine alte Bauerswittwe im Dorfe Leitenberg auf den Tod. Der Pfarrer wurde gerufen, ihr die Sterbsakramente zu ertheilen. Er unterredete sich mit ihr ziemlich lange. Kaum war er fort, so wurde ich geholt, und das Weib verlangte selbst, daß sogleich ein paar Zeugen mit mir erscheinen sollten. Sie sagte, daß sie etwas auf dem Herzen habe, was sie bis zur letzten Beicht verschwiegen, und nun sei ihr auferlegt worden, um den von ihr angerichteten Schaden gut zu machen, ihre Angelegenheit von einem ämtlichen Protokolle aufnehmen zu lassen, daß sie darnach, wenn sie aufrichtigen Willens Alles gethan, was in ihrer Macht steht, eines ruhigen Todes sterben könne."

Hier folgt in gedrängter Kürze das Geständ-

niß, wie sie es in Gegenwart des Amtmannes und der Zeugen selber ausgesprochen:

„Es war im Jahre 18—, ein Jahr nach dem Tode meines Mannes, als eine Frau mich fragte, ob nicht hier ein Nachtlager zu bekommen wäre, sie fühle sich sehr krank, und könne nicht mehr weiter gehen, sie setzte auch hinzu, sie wolle herzlich gerne Alles bezahlen; sie habe etwas Geld bei sich, und dürfe nur einen Brief schreiben, um mehr zu bekommen. Mir kam die Gelegenheit wie erwünscht, denn mir ging es schlecht, und mein Kleinhaus war schon ziemlich verschuldet; ich dachte mir; hier könne ich auf ehrliche Weise Geld verdienen. Die Frau wurde gefährlich krank; ich holte wider ihren Willen den Arzt von Burgdorf, der sagte: sie müsse sich mit den Sakramenten versehen lassen, denn es stünde schlimm, und er könne für nichts bürgen. Die Frau wollte nichts davon wissen. Als ich zu erfahren suchte, woher sie sei, sagte sie: „ich habe nicht darnach zu fragen.“ Am zweiten Tage versagte ihr die Stimme, sie gab mir zu verstehen: ich solle Papier und Dinte bringen, und schickte

mich selbst nach dem Pfarrer. Ich holte ihn, als er kam, schien sie bewußtlos, sie bekam die letzte Oelung, und faltete ihre Hände wie zum Gebet, darnach gab sie kein Zeichen des Bewußtseins mehr, und starb in der Nacht darauf. Ich durchforschte ihre Habe, die sie in einem Bündel bei sich trug, und fand in ihrem Rocke eingemacht 600 fl. gutes Geld in Banknoten, soviel Geld war mir noch nicht zu Gesichte gekommen, ich war verschuldet, es verblendete mich. Unter ihrem Kissen fand ich den Zettel, den sie geschrieben, während ich den Pfarrer holte, wahrscheinlich, um ihn selben zu überreichen. Als er kam, war sie aber nicht mehr bei sich."

„Ich kann nicht lesen, ich dachte mir aber: auf dem Zettel steht gewiß etwas von dem Gelde, und ich werde es dann hergeben müssen, ich versteckte den Zettel und ließ ihn keinem Menschen sehen; ebenso das Geld; in einem Sacke hatte sie gegen 10 fl., die ließ ich dort, daß bei der Untersuchung des Gerichtes sich etwas vorfinde, ich bekam es für die Pflege. Man fragte mich: ob die Verstorbene mir nicht gesagt: wer, und wo-

her sie sei? ich gab vor, gar nichts zu wissen, und machte von dem Zettel keine Erwähnung. Das Gewissen ließ mir keine Ruhe. Ich wollte das Papier schon zerreißen, versteckte es aber zwischen zwei platten Steinen in der Graskammer, auch das Geld, was mir nach Bezahlung der Schulden übriggeblieben, hab' ich dort in der Erde verborgen, ich rührte es durch Ein Jahr lang nicht an, nur bisweilen sah ich nach, ob es noch da sei, dann wechselte ich es nach und nach in Silbermünze, die ich in einem Topf vergrub. Ich fand von Stund an keine Ruhe mehr, und verschwieg es auch alljährlich in der Beichte, nun aber auf meinem Todtenbette sagte ich es dem Pfarrer, er suchte den Zettel, las' ihn, und sagte: ich müsse das Ganze dem Amtmann anzeigen, es sei nothwendig, und er dürfe vermöge seiner Pflicht, die das strengste Stillschweigen auferlegt, nichts darüber reden. Der Pfarrer ertheilte mir die Lossprechung unter der Bedingung, daß ich den Amtmann kommen lasse, ihm den Zettel gebe, und alles, was darauf Bezug hat, mittheile. Das habe ich nun gethan, das Geld ist

in der Graskammer im Winkel, rechts unter der Erde, wo die Rechen und Schaufeln lehnen. Gott möge mir meine Sünde vergeben, ich habe über zwanzig Jahre in beständiger Unruhe viel dafür gelitten."

Auf dem Zettel war mit zitternder Handschrift Folgendes geschrieben:

„Ich heiße Swoboda, bin Hebamme von Wien, wollte das Kind zu meiner Schwester in K— in Böhmen für gute Bezahlung in Versorgung geben, Herr von Danovich überredete mich, es zu thun, das Kind ist von der Frau seines Bruders, er suchte mir einzureden: sie sei ihrem Manne, seinem Bruder nicht treu gewesen (ich konnte aber dieser Beschuldigung selber keinen Glauben schenken), und nun komme er, wenn das Kind nicht entfernt werde, um sein rechtmäßiges Erbe. Er versprach mir viel Geld, und gab mir viel, ich verschaffte mir eine Kinderleiche, diese wurde zu — bei Wien begraben, man meinte, es sei das Kind der gnädigen Frau, ich erkrankte auf dem Wege, und da ich das Kind nicht weiter zu tragen vermochte, mußte ich es,

um mich nicht zu verrathen, zu Azzelbrunn lassen. Gott hat mich gestraft!"

Hier folgen noch mehrere ganz unleserlich, mit zitternder Hand geschriebene Worte, die Kranke scheint die Kraft verloren zu haben, selbst das noch Leserliche ließ sich nur mühsam, wegen der verbleichten Dinte und der schlechten Schrift entziffern.

Was diese Thatsachen auf Berger für einen Eindruck machten, läßt sich nicht beschreiben, er war von nun an der legitime Erbe, wenn auch nicht eines Vermögens, doch eines Namens. Kramer war außer sich vor Freude, daß er gleich mit dem ersten Schlage den Nagel so glücklich auf den Kopf getroffen, daß die Reise nach Leitenberg nicht vergebens war.

Der Pfarrer lud sie zum Speisen, Berger war seit Jahren nicht so froh, der Amtmann bedeutete ihm, er möge sich getrost auf seine Verantwortung von nun an Ritter von Danowich nennen und schreiben, denn es walte in der Sache

gar kein Zweifel mehr ob, sie darf nur den höhern Behörden zur Bestättigung vorgelegt werden. Kramer hielt sich wacker, Nachmittag ging die Reise wieder nach Azzelbrunn, der Abend kam, und Kramer vergaß in seiner Herzensfreude, die er mit Danowich theilte, alle seine neuen Systeme, und fiel auf eine spektakulöse Weise in das alte zurück. Er redete sehr viel, und schimpfte enorm über alles, was ihm in den Weg kam, der Refrain jeder langen Periode war: „Was würde Frau von Bär sagen, wenn sie mich sähe, hi, hi, gut, daß sie mich nicht sieht! sie würde mir's nicht gönnen, daß ich so gut aufgelegt bin, ja, sie würde mir sogar einen Rausch andichten! Schauderös! Schauderös!

Man sollte meinen, Danowich, nachdem er sich so zu sagen selber gefunden, wäre in aller Eile nach Wien gereis't, aber der Mensch, dem eine große Freude bevorsteht, schiebt selbe oft wo möglich immer etwas länger hinaus, um sich in Träumen seliger Hoffnung wiegen zu können!

Es war ein Samstagabend, wie kindisch

prahlte sich Diogenes bei seiner Ziehmutter! „Seht Ihr, Mutter," sagte er, „ich hoffe, Euch noch in der That recht dankbar sein zu können, ich hab es jetzt sicher und gewiß, ich bin ein großer Herr, o würde der alte Berger, Euer erster Mann noch leben, der mich so liebevoll aufgenommen hat, der würde gewiß eine Narrenfreude haben! Jetzt bin ich vorläufig ein großer Herr, und wer weiß, was noch alles aus mir wird, ich habe Hoffnungen, die ich jetzt sobald nicht aufgeben will! und Ihr sollt immer meine Mutter bleiben, und ich will Euch als solche ehren!" Wie würde er sich in die Seele hinein geschämt haben, wenn irgend wer von seinen Bekannten aus Wien diese höchst lächerlichen prahlerischen Worte gehört hätte! aber wer sich bei den Landleuten prahlen will, der muß sich greller Farben bedienen; mit der in den Städten üblichen Bescheidenheitspielerei ist da nicht viel ausgerichtet. Und wie sehr hatte die Ziehmutter Bergers weiße und weiche Hände zu bewundern, Hände, wie sie in solcher Glätte und Zartheit zu Azzelbrunn noch nicht vorgekommen sind. Und

der junge Mann dachte sich dabei: Ja wohl müssen Geiger und Clavierspieler viel auf ihre Hände halten, wüßtest du es, meine Liebe, wie viel Paar Handschuhe, wie viel Mandel- und Erdbeeren- und anderweitig titulirte Hand-Pomaden diesen Schnee meiner Hände hervorgerufen haben und noch erhalten, Du würdest über die Verschwendung, deine von der Arbeit und der Sonne geschwärzten Hände über den Kopf zusammenschlagen!

Und wie freute sich der Pfarrer, als er die ganze Geschichte erfuhr, und als Danowich sich antrug, er wolle morgen bei der musikalischen Sonntagmesse den Prim geigen, und was machte Danowich für ein heimlich verdrießliches Gesicht, als Kramer sich antrug eine Secundpartie zu spielen, denn Kramer war ein schlechter Geiger, und das durfte man ihm nicht sagen. Und wie freute sich der Pfarrer aufs neue, als er fragte, ob denn die Geige noch am Leben sei, die er dem Helden einmal aus St. Pölten mitgebracht, und als Danowich antwortete: „Die Geige war mein Glück; ich habe mir Geld und Ehre damit ver-

dient, nicht um Tausende ist sie mir feil," und Danowich küßte dabei dem alten Manne, der sich sträuben wollte, die Hand, und sagte: „Tausend Dank für die Geige, aber mehr noch für ihre Lehren, es ist gewiß ein Segen, der den Menschen durchs ganze Leben geleitet, wenn er von einem wahrhaft frommen Mann den ersten Unterricht in der Religion erhalten hat."

Mit welcher Kunstfertigkeit spielte Danowich seinen Part, daß man ihn auf dem Chore bewunderte, und mit welchen Fehlgriffen Kramer, daß man ihn auslachte; und wie rühmten sich jene jungen Bauern, die mit Diogenes in die Schule gingen, daß sie so oft mit ihm gerauft — und wie that der alte Schulmeister wohl einige Dutzend Male des Tages bei allen Marktbewohnern, mit denen er zusammenkam, einer großen Heldenthat Erwähnung, — daß nämlich er es gewesen sei, welcher unzählige Mal mit eigener Hand diesem hübschen, vornehmen Herrn den Schopf gebeutelt habe. Ja, es schien nach den Reden des alten Mannes, als ob eben diese Haupterschütterung so wohlthätig auf Diogenes gewirkt hätte, daß

sie alle schlummernden Geigertalente desselben aufweckte und daß sie zu seiner jetzigen Kunst und Berühmtheit den ersten Anstoß gegeben.

Am andern Morgen ging die Reise nach Wien und Danowich studirte den ganzen Tag, auf welche Weise er Marien seine Entdeckung mittheilen und überhaupt wie er sich ihr gegenüber benehmen solle. Wir wollen hier einige Gedanken Bergers niederschreiben:

„Auch der ehrlichste und redlichste Mensch muß im Weltlaufe bisweilen einen Schauspieler abgeben. Was heißt z. B. die Phrase: Er redete unüberlegt oder er sprach unbesonnen? Heißt das etwas anders, als: er studirte seine Rolle nicht ein, er überließ sich den Eingebungen des Augenblickes? Woher anders kommt die Ueberlegenheit im Worte, als von der Ueberlegung im Gedanken? Wer es nun im schnellen Besinnen und im schnell darauf folgenden Reden zu einer solchen Gewandtheit gebracht, daß sein Gedanke dem Blitz gleich ist, und sein Wort dem Donner, das ist ein Mann von Welt, dem wird auch Alles gut einschlagen, der Ge-

danke ist also der Blitz, wenn ein Mensch demnach dumme Gedanken hat, so sagt man nicht: der ist gedankendumm, sondern man gibt die Sache verblümt und sagt: der ist blitzdumm! — Mag auch sein, daß man dem Blitze solche Dummheit zuschreibt, weil er ausfährt, ohne es zu wissen und ohne sich zu kümmern, wo er trifft. — Eben so auch der dumme Mensch, er weiß es gar nicht, daß seine Worte treffen und wohin sie treffen."

„Es gibt aber auch Gedankenblitze, die treffen wollen, und wenn sie wirklich treffen, nennt man sie schlagend; wie der Blitz am leichtesten in einer Scheuer zündet, so setzt auch der Witz am ehesten Strohköpfe in Flammen, und wie die Scheuer nur selber abbrennt, wenn sie sich vom Blitze anzünden läßt, so brennt auch ein dummer Mensch ab, wenn er anfängt, über einen Witz Feuer und Flammen zu speien. Dem wahrhaft Weisen kann kein Witz schaden, denn der ist selber ein Licht — der Witz aber ist weniger als ein Licht, er ist nur ein Wetterleuchten. Man sagt: ein blendender Witz, weil der Witz nur

blendet; wenn er abgebrannt ist, so wird es so finster wie zuvor. Ein weiser Mensch aber ist ein Licht; wenn er auch bisweilen ein bon mot losläßt, so macht es nicht viel Aufsehen, gleich einem Blitz am hellen Tage."

Witz ist eine Art des Verknüpfens und Vergleichens zweier Aehnlichkeiten, das haben in einem gewissen Sinne die Thiere auch. Wenn der Elephant, wie man dies in Indien bemerkt haben will, in der Nacht beim Mondenscheine seine Manövers einexercirt, da er sich unbeachtet wähnt, so ist das ein eben so guter Witz, als wenn ein Student mit seinem: „Nichtsthun" und: „Alles können" prahlt, der ganze Nächte hindurch ein Kapitel nach dem andern in die harte Kopfrinde hineinkeilt. — Der Elephant fühlt die Schwierigkeiten, die ihm aufstoßen, wenn er leichte, gefällige Bewegungen machen will; er vergleicht sich mit dem Pferde, und will in der Nacht in unsäglicher Mühe das durch Fleiß erreichen, was dem Rosse durchs Talent zugekommen. Und das ist ein Viehwitz. Warum haben so Wenige viel Witz, und warum haben so Viele wenig Witz?

Das scheint eine ungleiche Theilung, aber sie gleicht sich aus; denn wer viel Witz hat, von dem verlangt man immer noch mehr, und wer wenig Witz hat, von dem verlangt man immer noch weniger; der schlechte Witz ist ausgiebig und der gute ist einnehmend. Der gesunde Mensch ist wie ein kranker Witz, keiner nimmt ein, und der kranke Mensch ist wie ein gesunder Witz, beide nehmen ein."

Solche und folgende Gedanken machte sich Danowich, aber diese Gedanken nützten ihm nichts. Es gibt Leute, welche die ganze Welt durchlassen, ohne doch selber zu wissen, wie sie durch die Welt kommen sollen. Danowich vergaß in der ersten Freude auf eine Hauptsache. Er fand wohl einen rechtmäßigen Namen, aber er fand mit demselben kein Geld, und: „was ist der Mensch ohne Geld?" fragte er sich weiter: Noch weniger als nichts! denn wer nichts ist, der ist nichts, wer aber nichts hat, der ist gar nichts! Wer kein Geld hat, der muß immer selber nachdenken, wie er welches bekommt; wer aber Geld hat, der darf nicht nachdenken, wie er

ſelbes losbringt, dafür werden ſchon Andere ſorgen. Das Geld iſt das hochzeitliche Kleid des Menſchenlebens; ohne dieſes Kleid wird man in die Finſterniß geworfen, daher iſt auch ein armer Menſch ein obſcurer Menſch, ein Menſch von einer dunklen Herkunft; — hingegen iſt oft ein reicher Menſch ſo ſtolz, daß er ſich über alles alte Herkommen hinausſetzt.

Reiche Leute geben ſich meiſt ſelber ihr Geſetz, welches ſehr verſchieden iſt von dem, was der Herr durch Moſes gegeben, und doch hat das Herz ſolcher Leute eine große Aehnlichkeit mit den Geſetztafeln auf Sinai, es iſt nämlich aus Stein, und es iſt nichts anders darauf zu leſen, als Zahlen. Viele reiche Leute machen es wie die Iſraeliten, ſie ſchlagen das Geſetz und das Herz zuſammen, um frei und herzlos zu ſei, und dann tanzen ſie um das goldene Kalb. Gold machte bei den Juden ewige Jugend, denn das goldene Kalb nannte man aus Schmeichelei immer ein goldenes Kalb, aber nie einen goldenen Ochſen."

Doch laſſen wir Danowich nicht mehr länger

um das goldene Kalb der Witzmanie tanzen und kehren wir wieder zu unserer Geschichte zurück.

Am nächsten Morgen, nachdem er zu Wien angekommen war, begab er sich zu Herrn von Weißenthaler, und verkündete ihm voll Selbstvertrauen: wer er sei. — „Die Sache ist gewiß," waren seine Worte, „ich bin Ritter Danowich, des Elias Danowich Sohn, und Neffe des unglücklichen Spiridion, der mich um mein Vermögen gebracht, dem ich aber vom Herzen vergebe. Lange schon modert sein Leib im Grabe, mein Fluch soll ihm nicht nachfolgen; ich stelle seinen Urtheilsspruch dem ewigen Richter anheim!"

Danowichs Ausspruch war aufrichtig und edel, aber in dem Metallherzen des reichen Wechslers konnte er keinen Wiederklang finden; der nahm die ganze Nachricht kalt auf, und gratulirte Danowich mit gewöhnlichen Worten; er zweifelte nicht an der Nachricht des jungen Mannes und sagte daher auch: „Die Dukaten sind somit ihr Eigenthum, sie werden Ihnen in meinem Comptoir eingehändigt werden, sobald Sie wollen; mir thut nur leid, daß Spiri-

dion nicht eine bedeutendere Summe zurückgelaſſen hat."

Danowich fragte nach einer Pauſe: „Darf ich vielleicht das Reſultat meiner Reiſe dem Fräulein Marie erzählen?"

Es wurde ihm kalt entgegnet: „Das hängt ganz von Ihrem Belieben ab, Herr von Danowich!"

Die Abgeſchloſſenheit und Kälte Weißenthalers iſt aus dem Umſtande zu erklären, daß er erſt jetzt an die Möglichkeit dachte: es könne dem jungen Menſchen einfallen, die Augen in übergroßer Kühnheit zu ſeiner Tochter zu erheben; ehe Danowich ſeine Abkunft wußte, konnte nach des Wechslers Anſicht von einem ſo verwegenen Traume gar keine Rede ſein.

Danowich war in ſeiner Freude etwas herabgeſtimmt, aber dennoch ging er zu Marie, und erzählte ihr ſeine Neuigkeiten. Sie war ſichtbar erfreut; nur wunderte ſie ſich, wie über Danowichs Antlitz noch immer ein Flor gebreitet ſein könne, nachdem doch einer der ſehnlichſten Wünſche ſeines Lebens in Erfüllung gegangen.

Danowich schien seine Kühnheit verloren zu haben. Er wagte es nicht zu sagen, was ihm noch auf dem Herzen liege, und äußerte nur: „Ja wohl, Fräulein, so sind wir Menschen, immer unzufrieden mit unserm Loose; und immer undankbar fürs Empfangene. Ich weiß jetzt das Grab meines Vaters, und ich kann seinen Namen führen, und ich habe ein Grab, in dem der Leichnam meiner Mutter ruht, ein Grab an dem ich beten kann!“

Der Dialog war eben im Zuge, in die schönste Rührung umzuschlagen, als Herr von Weißenthaler erschien und sich etwas höflicher zeigte als zuvor. Danowich empfahl sich. Weißenthaler sagte ihm wieder gleichgültig: „Wenn Sie uns einmal Abends die Ehre geben wollen — Sie wissen, bei uns ist jour fix“ —

„Ich werde mir die Freiheit nehmen.“

Danowich ging noch Vormittags zu einigen Freunden und Bekannten, von denen er hoffte, sie werden an seinem Schicksale Antheil nehmen, und erzählte seine Geschichte.

Nachmittag miethete er einen Wagen, und

rollte nach ***, wo Weißenthalers Villa war, und wo er geboren wurde — zum Grabe seiner Mutter. Er ließ sich den ländlichen Kirchhof öffnen, den manches Monument verstorbener Wiener zierte, und als er gefragt um das Grab einer Frau Danowich, wies ihn der Todtengräber hin mit der Bemerkung, daß heute schon eine Dame sich darnach erkundigt habe.

Das Grab war mit einem Kranz von frischen Rosen und Blumen geziert, ein seltner Anblick in dieser Jahreszeit! Die Blumen mußten in einem Glashause gezogen sein. Einen zarteren Beweis ihrer Gesinnung gegen Danowich hätte Marie nicht geben können. Er war ihr aber auch durch das Unglück, das ihn betroffen, durch die Beraubung seines rechtmäßigen Erbes von einem verbrecherischen Verwandten doppelt interessant geworden.

An den Todtengräber wurden, wie man sich denken kann, Fragen gestellt. Er war nicht saumselig im Beantworten. „Die verschleierte Dame," sagte er, „habe er wohl nicht gekannt, aber der Mann, der die Blumen brachte,

sei der Gärtner des Weißenthaler'schen Landhauses.

Danowich wußte in jeder Beziehung genug, er weinte aus Trauer und Freude am Grabe seiner Mutter.

Der folgende Abend, an welchem Weißenthalers Salon der Gesellschaft offen stand, nahte, und der erste der Kommenden war Danowich; er konnte, wie er es gewünscht, mit Marie allein sprechen, und sagte ihr tiefinnigst gerührt Dank für die Rosen an seinem theuersten Grabe. Marie aber blieb dabei ganz heiter und unbefangen, sie erwiederte nur: „Ich wollte Sie auf die Probe stellen, ob Sie damals die Wahrheit gesprochen, als Sie gegen mich erwähnten: „Wenn ich nur das Grab meiner Mutter wüßte, um dort beten und weinen zu können!" Sie haben die Probe bestanden."

Aber wozu solche Dinge noch weiter ausspinnen? Danowich wollte auf Reisen gehen, und sich mit aller Wuth auf Concerte verlegen, um vielleicht durch Ruhm- und Geldsammeln ein wenig auf seinen Schmerz zu vergessen; Marie

meinte hingegen, er solle lieber da bleiben, es sei höchst überflüssig, daß er auf seinen Schmerz vergesse, und er habe des Ruhmes genug — und ferner meinte Marie, es sei höchst billig, daß Danowich wieder in Besitz seines Gutes komme, dessen Verschwendung seinem Onkel Spiridion durch die Geschäftsverbindung mit ihrem Vater, wenigstens erleichtert war. Weißenthaler theilte diese Ansicht wohl nicht: als er aber den entschiedenen Willen seiner Tochter sah, die noch zudem seine einzige war, als sie durchaus zu keiner andern Verbindung sich einließ — was wollte er thun, der alte Vater mit dem einzigen Kind, das zudem noch dem schwächeren Geschlecht angehörte? Er mußte sich in seiner Kraft beugen vor der Schwachen. Folgende Stelle in Raspelmayers Tagebuche mag diesem Vorfalle ihre Entstehung verdanken:

„Das schwache Geschlecht ist stark in seiner Schwäche, und das starke Geschlecht ist schwach in seiner Stärke. Das Weib verlangt nur Eines vom Manne, das ist: Gehorsam, und sie macht ihm ein Gegenpräsent und gibt ihm

das Geſetz. Das iſt keine zweideutige Gabe, denn ſie deutet es allein. Es iſt ein Geſchenk für das Weib mit vielen Auslagen und einem großen Opfer verbunden, und ſie iſt großmüthig, ſie legt Alles allein aus, und opfert das, was ihr am theuerſten iſt — den Willen des Mannes. Männer und Frauen geben ſich oft gegenſeitig Geſetze; aber beide ſind geſchrieben auf ein und daſſelbe Blatt, beide mit chemiſcher Tinte."

„Der Wille des Mannes iſt im Anfange deutlich zu leſen, aber er verliſcht allgemach. Der Wille der Frau iſt im Anfange nicht zu leſen, aber er tritt allgemach deutlicher hervor — ſie hat den letzten Willen. Das iſt überhaupt das einzige Vorrecht, was die Frauen den Männern laſſen, nämlich den erſten Willen, und es iſt das einzige, wo die Frauen demüthig zurückſtehen, denn da ſind ſie mit dem letzten zufrieden. Nur einmal darf der Mann den letzten Willen haben, wenn er ſtirbt; wenn er dann ſeine Frau zur Univerſalerbin einſetzt, ſo hat ſie nichts daran auszuſetzen; wenn er ihr aber nur einen Gna-

dengehalt auswirft, dann hat sie eine Menge dagegen einzuwerfen.

Das schwache Geschlecht vergleicht seine Schwäche mit der Stärke des starken Geschlechtes, und der Vergleich fällt meist sehr nachtheilig aus für die Stärke, und sehr vortheilhaft für die Schwäche. O ihr schilfrohrenen Herren der Schöpfung!

„Eine Stärke haben die Frauen, sie ist das Gedächtniß, welches weiter zurückreicht, als das des Mannes. Denn wenn sich der Mann Gehorsam verschaffen will und sagt: Du kennst das Wort: Der Mann soll über dich herrschen!“ so erwidert die Frau: „Ja wohl, ich weiß aber auch ein noch früheres Wort: „Ich soll deine Gehülfin sein; warte, ich werde dir helfen!“ Eine Stärke haben die Frauen noch, nämlich die des Urtheiles; sie brechen bald über Jemand den Stab — nur Einen Stab zerbrechen sie nicht, das ist der Regimentsstab im Hause, der muß als ein unüberwindliches Palladium ganz bleiben.“

„Solcher Unglimpf verwundet wohl die

Frauen, aber die Arzenei für derlei Wunden ist ihnen ins Herz gelegt. Sie gleichen hierin jenen Blumen, die in der Blüthenkrone das Gift tragen, und deren Wurzel dafür das Gegengift enthält. Eines der stärksten Gegengifte aber gegen die eigenen Fehler der Frauen ist ihre Geduld. Ja, edle Frauen bewahren eine heilige Geduld im Erdulden zugefügten Unrechtes, sie müssen so oft untertauchen im Meere der Trübsal; und wie die Muscheln zerbrochen werden, in denen die Perlen liegen, so kommen auch die Thränenperlen oft nur aus gebrochenen Herzen hervor."

„Wie Viele, deren Antlitz froh und freudig leuchtet in Gesellschaft, machen ganz andere Mienen, wenn sie Abends in ihr Kämmerlein treten. Mütter, denen ihre Kinder Kummer machen, Gattinen, die den Hohn und die Mißhandlung ihrer Gatten vor der Welt verbergen, Jungfrauen, deren irdisches Lebensglück unter dem berechnenden Willen ihrer Angehörigen zermalmt wird, wie ein Waitzenkörnlein unter dem kreisenden Mühlstein — gehen diese alle nicht

mit ihrem Schmerz allein in ihre Kammer, wo der Gram wie ein heimlicher Alchymiſt ſein Feuer unter die Herzretorte ſetzt, ſo lange bis die letzte Thräne, die darinnen war, aus dem Deſtillir-Apparat der Augen herabgerollt iſt.“

„Aber dreimal Wehe dann Jener, die den Gram allein in ihrer Seele walten und wüthen läßt, die nicht die Hände faltet im Gebet, bis ihr guter Engel ſeine Friedensſchwingen kühlend in dem Feuerofen des Herzens ſchlägt, und abwehrend die loderinde Flamme. O, wer nur die Thränen einer einzigen Nacht zählen könnte, die geweint werden auf dem Erdenrunde von den unglücklichen Opfern der Selbſtſucht, der Härte der Rohheit und der Luſt! Wie Viele vertilgen da die Schuld ihrer Sünde in einem reuigen Zährenquell, ſo, daß bittere Thränen ihr begangenes Unrecht erſticken, wie über Sodom die ſalzigen Wogen des todten Meeres zuſammenſchlugen. Aber Ein Troſt leuchtet dann in die ſchuldbelaſtete Seele: die Engel flechten aus den Thränenperlen der Reue eine Martyrkrone und winden ſie um das gebeugte Haupt, das ſich in

Demuth gebeugt hat vor der strafenden Hand seines Richters.“

„Ja, ihr leidenden Frauen, beim Erwägen eures Jammers, da fliehet der Scherz, wie ein fröhlicher Gast, der sich schnell aus dem Staube macht, wenn er die Armuth oder das Elend mit abgezehrten Fingern an die Thüre pochen hört!“

Auch Marie sollte einige weibliche Schmerzensproben bestehen, freilich waren diese nicht von der schrecklichsten Sorte. Ihr Wille kreuzte mit dem Willen ihres Vaters. Endlich gab er den Bitten seiner Gemahlin nach, Danowich wagte es darnach selber um Mariens Hand zu werben. Er machte beim Civilcontrakt den Großmüthigen, es durfte beim allenfallsigen Ableben seiner Frau für ihn kein Pfennig von ihrem Vermögen festgesetzt werden. Darauf arbeitete vorzüglich Raspelmayer hin, der, wie wir später in seinen Memoiren lesen werden, ein Hausherr geworden war, und seinen lieben Kunstjünger zum Erben einsetzte.

Gockel war rasend, als er den jungen Mann mit großer Prätension ins Haus seines Prinzi-

pals kommen sah, er sprach einst im Kaffeehause davon, schmähte nach seiner Art, und nachdem er eine Weile vor dem Spiegel gestanden, und sich den Hauptschmuck zurechtgerichtet, sagte er ganz kleinlaut: „Ja, ja, so geht's in der Welt, mancher Mensch hat das Glück, ich sehe doch auch keinem Affen gleich, aber 's Glück läßt sich nicht zwingen. Je dummer der Mensch, desto größer das Glück!" — Und wahrlich, Gockel hatte recht, auf die Glücksgöttin zu schmähen, er war mit Dummheit hochbegabt, er war im Besitze der von ihm selber ausgesprochenen Eigenschaften, um mit der geschmähten Glücksgöttin in einen Bund zu treten, und dennoch, dennoch versagte sie ihm ihre Gunst. —

XV.

Wie der Himmel voll Geigen hängt und der arme Kramer zu höchſt ungelegener Zeit einen Rückfall ins alte Syſtem erleben muß, ſammt dem glorreichen Ende der Erzählung.

„Es ſind auch noch viele andere ſchöne Kurzweilen vorübergegangen, ſo hier zu erzählen zu lang.“
Hochzeitsbericht: Erzherzogs Leopold mit Claudia von Florenz, Innsbruck 1626.

Herr v. Weißenthaler erkrankte und ſtarb. Marie beweinte ihn um ſo mehr, weil er ſeinen Willen dem ihren geopfert, und ſich wenigſtens als keinen hartherzigen Vater zeigte. Seine Tochter betrauerte ihn, in anzuerkennender, kindlicher Pietät ein ganzes Jahr, ehe ſie Danowich ihre Hand reichte. Danowich beſchloß während dieſer Zeit ſeine öffentliche, muſikaliſche Laufbahn,

und gab noch einige Concerte zu wohlthätigen Zwecken. Aber was sagte Raspelmayer, was Kramer zu all' diesen Ereignissen?

Der alte Geiger lebte wieder neu auf, er kannte sich nicht vor Freude. Danowich gebot ihm: er müsse ihn auch ferner mit Du und nicht wie es Raspelmayer aus Respect einführen wollte, mit Sie anreden. Sehen wir in den Spiegel seiner Gesinnung, in sein schon öfter erwähntes Tagebuch und lesen wir dort einige Zeilen.

„Wahrhaft, Danowich ist ein edler, ein dankbarer Mensch, er schämt sich meiner nicht, nachdem er reich geworden, ich kann mit ihm noch ganz vertraulich reden alle Tage. Erst heute sagte ich zu ihm: Nun ist nicht Alles eingetroffen, wie ich es vorhergekündet? Wenn es der Mensch nur so weit brächte, daß er bei jedem unangenehmen Ereignisse sagen könnte: wer weiß, wozu es gut ist? Werden wir nicht zu unserm eigenen Heile geführt und geleitet von einer unsichtbaren Hand, und machen wir's nicht wie recht ungebärdige Jungen, die in einem fort miauen, flehnen, und sich voller Unwillen und Trotz fort-

ſchleppen laſſen? Wer weiß, was aus Dir geworden wäre, Diogenes, wenn man Dich erzogen hätte im Ueberfluß, wenn eine ſchändliche Hofmeiſterſeele ſich um des Gewinnes willen wie ein Knecht gebeugt hätte vor jeglicher Unart und Thorheit! Merke wohl, Diogenes, ich will nicht ſagen, Dein Onkel mußte um Deines ſpäteren Wohles willen zum Räuber werden an Deinem Gut, denn das wäre eine ſaubere Vorſehung, die ein Schock zur Verdammung über einander legt, daß darnach ein Seliger recht gemach darauf herumtreten kann, ich will nur ſagen, die Vorſehung weiß aus dem, was die Böſen im Mißbrauch ihrer Bosheit zuſammenwürfeln, immer noch irgend ein gewonnenes Spiel für die Guten zu machen."

„Und wie gut iſt es für mich ſelber gekommen, darf ich nicht Gott danken für meine alten, ſorgenfreien Tage, aber wie das Unglück nicht allein kommt, ſo geht es mit dem Glücke auch, muß eine alte Muhme ſterben, an die ich gar nicht mehr gedacht, und mir, dem einzigen Erben, ein Haus hinterlaſſen, freilich ein kleines Haus

in einer armen Vorstadt, aber ich bin dennoch ein Wienerhausherr, und das ist, meiner Seele, keine Kleinigkeit!"

„Und Diogenes besuchte mich mit seiner Braut, was machte mir das für große Freude, ich kann Visiten empfangen, es ist ein wahrer Unsinn, ein rechter Unsinn, der alte Raspelmayer führt ein Haus, und hat ein Haus, und empfängt Leute, es ist zum Schlagtreffen!"

„Und wie lachte das Fräulein, als sie in einem Schilderhäuschen im Garten am Ende des Weinlaubenganges einen lebensgroßen Einsiedler-Automaten sah, der die Hand erhebt, wenn ich in meinem Schlafzimmer an einem Drahte anziehe, und der mir die genäschigen Sperlinge verscheucht."

„Und mein kleines Glashaus mit dem Wintersalat, und mein kleiner Pavillon mit dem rothen Dächlein, der wie ein aufgeschossener Pilz, oder wie ein Fliegenschwamm aussieht! Alles, Alles wurde bekritisirt, belacht, bekichert, bespottet, und ich lachte selber mit, daß mir die Thränen herabliefen, und als mir der Athem ausging, da

meinte das Fräulein, ich sei böse geworden, und nahm mich bei den Händen, und sagte ganz mitleidig: Aber Raspelmayer, Sie sind doch nicht aufgebracht, wir sind recht unartig, aber es ist ja nicht übel gemeint! Und gleich ging's wieder vom Neuen fort: „Und wann werden Sie Blumenausstellung geben, Raspelmayer, und wie viel wird Eintritt sein, und werden die Salatköpfe auf Schüsseln mit Essig und Oel gezeigt, und werden die wunderbaren Species von Kohlköpfen dem Publikum gesotten, oder mit heißer Butter präsentirt, und was werden die Leute zum Einsiedler sagen, und was wird der Einsiedler zu den Leuten sagen u. s. w.?" kurz, das Fräulein war recht, recht ausgelassen, ich habe sie nie so gesehen!"

So weit aus dem Manuscripte Raspelmayers.

Und Kramer, was ist mit dem edlen Kramer und seinem neuen Systeme geschehen? Danowich hat ihn unter den vortheilhaftesten Bedingungen in die Schreibstube seines Geschäftes genommen,

er verabschiedete sich vom Hause Bär, und selbst der Abschied aus jenem Hause, in welchem er fast ein Decennium zugebracht, gibt Zeugniß von seinem Herzen. Was hatte er nicht alles auszustehen von den jungen Bär's, die so zu sagen unter seinen Händen heranwuchsen, wie sorgfältig mußte er seine stäbeumgitterte Kanzlei versperren, welche von den jungen Bär's zur seiner Seelenqual: „Herrn Kramers Hühnersteige," genannt wurde. Was hatte Madame Bär oft für nur allzudeutliche Anspielungen auf die Unebenheiten seines Wuchses fallen lassen, besonders wenn sie von achselträgerischen Dienstboten vernahm, daß Herr Kramer etwas spät als Mitglied des Illuminatenordens heimgekommen? — Und doch weinte Kramer, als er aus dem Hause ging; er wollte festen Schrittes fortgehn, und seine Freude zeigen, aber es ging nicht; er berührte nochmal wie zum Abschied jeden Stab der Hühnersteige, und putzte die Feder, mit der er zuletzt geschrieben, und sagte wohlgefällig: „Von mir aus hat mein Nachfolger alles in der größten Ordnung und Nettigkeit überkommen, hier

ſind die Schlüſſel, und ich ſage vorläufig nur ſo viel: es kommt kein Kramer mehr! nichts für ungut Madame, wir ſcheiden im Frieden, ſollt' ich Ihnen etwas Leides angethan haben, ſo verzeihen Sie mir's!"

Aber der Menſch, der da meint, es ſei ihm (wie die Dichter ſchon ſo oft wundervoll ſagten) „hienieden der Frieden beſchieden," der irrt ſich ſehr; auch Herr Kramer ſollte nicht den vollen Frieden finden, was hatte er in der Wechſelſtube, wo die Firma: „Weißenthaler" blieb, was hatte er da mit Gockel für Kämpfe zu beſtehen? Er mußte vor Gockel einerſeits Reſpekt haben, weil dieſer in den Geſchäften mehr bewandert war, und weil er ihn oft um ſeine Hilfe anzugehn für nöthig fand, Gockel aber ertheilte jeden Beſcheid nach Geckenmanier mit einer ſolchen abſonderlichen Gravität, einem angebornen Hochmuth und einer verletzenden Arroganz, daß Kramer darüber halb raſend wurde.

Was aber kein Menſch mit Kramer zu Stande brachte, das gelang der jungen Gemahlin Danowichs, ſie vermochte ihn das übermäßige Trinken

ganz und gar aufzugeben, auch nahm er all seine Geisteskräfte zusammen, um nur sobald nicht in die gewohnten Schimpfworte auszubrechen. Nur am Abende, wenn er allein war in seinem Logis, da brach der, den ganzen Tag über aufgesammelte Mißmuth gegen Gockel wie ein donnernder Wasserfall los; dann erst betete Kramer seinen Abendsegen, und war bereit allen seinen Feinden zu vergeben, selbst den Herrn Gockel nicht ausgenommen, wenn er ihm auch erst einige Minuten früher von seinem schmähsüchtigen Elemente fortgerissen, alle Donnerwetter auf den Hals gewunschen hatte.

Von dem, was Kramer in seinem Leben noch Gutes und Böses bevorstand, sei es uns vorläufig gegönnt, einen Triumph und eine Niederlage anzuführen.

Er und Raspelmayer waren auf ein paar Sommerwochen nach Azzelbruun gegangen, man that ihnen dort, wie man im bürgerlichen Leben zu sagen pflegt, alle Ehren an, und als Kramer einmal den Wunsch äußerte, er wolle seine alten Bekannten (von den Zeiten der Pulverschreiberei

her), zu Berghoffen besuchen, da ließ ihm Danowich eine schöne Equipage einspannen, und Raspelmayer mußte mit, und Abends gingen sie ins Gasthaus zu Berghoffen, und da fanden sich die wenigen Bekannten ein, die noch am Leben waren, und Kramer erzählte, was er jetzt für einen guten Posten habe, und er ließ zur Bestätigung seines guten Einkommens auf seine Rechnung Glühwein bringen, er feierte mit Einem Worte einen Triumph. — Es hatte den Anschein, als ob sich Herr Kramer erinnerte, daß kein Triumphator gehend dargestellt wird, sondern, daß man einen solchen in der Vorzeit entweder geführt, oder getragen, und darum wahrscheinlich ließ er sich am Abend, einem altgermanischen Heerführer gleich, in sein Schlafzimmer schleppen, und wußte gar nicht, wie ihm geschah. Als er des Morgens erwachte, und sich besann auf den vergangenen Tag, und als ihm nicht einfiel, wie er zu Bette gekommen, da sagte er beim Frühstück zu Raspelmayer: „Freund, Freund, es hat allen Anschein, als ob ich gestern wieder ins alte System zurückgerumpelt wäre!“

„Ja Freund, ja,“ sagte Raspelmayer, „es

darf Sie nicht verdrießen, was ich Ihnen sage, es war wirklich ein Scandal, aber wenn Sie was im Kopf haben, da ist mit Ihnen nichts mehr zu reden, ich warnte Sie immer: Trinken Sie nichts mehr, es wird Ihnen schaden! — Aber dann sind Sie grob geworden, und ich hab geschwiegen."

Und Kramer rieb sich die Augen und sprach: „Saperlot, das war dumm, daß ich hieher gegangen bin!" — Es waren die Fenster offen, und man hörte von der Straße herauf folgendes Gespräch zwischen zwei Berghoffener Honoratioren: „Ist's wahr, daß der alte Pulverschreiber, der Kramer, hier angekommen?"

„Ja wohl, ich hab ihn gestern im Extrazimmer*) gesehen!"

„Was hat er hier zu thun gehabt, wahrscheinlich nur die alten Bekannten besucht?"

„Ja, und nebenbei den Beweis geliefert, daß

*) Extrazimmer wird die Stube eines Wirthshauses genannt, in der die Honoratioren sich abgesondert vom Volke dem Kneipvergnügen überlassen.

er noch immer derselbe windverdrehte, rauschige, schreimaulige Kerl ist, der er früher war!"

Wenig Worte zwar, aber Kramer hatte genug. „Sehen Sie," sagte Raspelmayer zu ihm, „das sagt noch dazu einer von denen, die Sie mit Glühwein tractirt haben!"

O Welt, Welt," seufzte Kramer darauf, „durch drei Viertel Jahre habe ich mich wacker gehalten ohne allen Dunst, und gerade hier muß mir das Malheur passiren! Aber in Zukunft wird kein Tropfe mehr über drei Seitl getrunken, das schadet mir nicht, aber kein Tropfe darüber, das neue System muß aufrecht erhalten werden, und wenn es auch Gratz gilt!"*)

Und was gab es erst zu Azzelbrunn für ein Leben, als der neuvermählte Danowich mit seiner Gemahlin dahin kam! Mit welchem Neide wurde die Ziehmutter Danowichs, die Müllerin, betrachtet, die von nun an im Schlosse wohnen

*) Ein österreichisches Sprüchwort, bedeutet ungefähr: zu jedem Preis, um jedes Opfer.

mußte, um dort unter dem Titel einer Beſchießerin, die Frau zu ſpielen, — die nach Wien geladen wurde, und auf deren Angeſicht die Ehrenbezeigungen und Freuden eine neue Jugend gehaucht. Wie ſträubte ſie ſich, als ihr die Gutsbeſitzerin den Arm reichte, und als beide am erſten Sonntage nach der Ankunft der Herrſchaft wie zwei Freundinen mitſammen in die Kirche gingen? Und was war es für den alten Pfarrer für eine Freude, als ihm für ſeine Lebenszeit eine ziemliche Beilage an Holz und Korn alljährlich verſprochen wurde, und als ihm Danowich den Zwang auferlegte, im Schloſſe zu ſpeiſen alle Tage, wie zu Haus, und als ſie ein Quartett ſpielten, Danowich, der Pfarrer, der Schullehrer und der Oberamtmann, und als nach Beendigung des Quartetts Danowich zum Pfarrer ſagte: „Kennen Sie die Geige, auf der ich geſpielt? Das iſt ein Geſchenk von Ihnen, und was hat jene Geige für einen Ton, auf der Sie jetzt geſpielt haben? Ich erinnere mich noch, daß Sie einſt zum alten Lehrer ſagten: Wenn ich es nur einmal zu einer Geige von Amati bringen könnte, nun das iſt eine echte

Amati, Herr Pfarrer, es macht mir eine Freude, wenn Sie dieselbe nehmen, ich bin Sie Ihnen hundertfach schuldig!"

Da konnte man wohl mit Recht sagen: Es hängt der Himmel voller Geigen!

Sodann zeigte sich auch Raspelmayer, indem er eine Fülle von Zwirnerwalzern mit erstaunenswerther Schnelligkeit und Präcision aus der Geige heraushaspelte, so daß ihm der Lehrer beim Secundiren nicht schnell genug folgen konnte, dem Manne quoll der Angstschweiß über die Stirne, er war im Dreiviertel-Takte nicht sehr geübt, und hatte sein Lebenlang nie so schnell den Bogen über die Saiten hingejagt.

Als es am Abende kühl geworden, ging Danowich und seine Frau spazieren; da sie am Schloßgitter vorüber kamen, fragte Marie ihren Gemahl: „Hast Du mir den Tod des lebzeltenen Reiters vergeben?"

„Ja, Marie, gewiß," antwortete Danowich, „ich bin Dir aber auch dankbar für die Torte, die Du mir gabst, selbst die ungeheuren Prügel mit eingerechnet, die ich dafür bekam, denn die

Schläge brachten mich zum verzweifelten Entschluß nach Wien zu gehen!"

Als Beide an einer offenen Kellerthüre*) vorübergingen, hörten sie die begeisterte Stimme des alten Schullehrers eben wieder die Worte sprechen: „Jetzt ist er so viel als Gutsherr, und wie oft hab ich ihm mit diesen meinen eigenen Händen den Schopf gebeutelt!"

Als Danowich scherzend hinein rief: „Aber jetzt bitte ich mir's aus, Herr Lehrer, jetzt dürfen Sie mir's nimmer thun! da sank dem Lehrer das Glas aus der Hand, Lilien und Rosen kämpften auf seinem Gesichte, bis die Rosen sich auf die Nase zusammendrängen ließen, und die Lilien auf Wangen und Stirne ihren Platz behaupteten. „Ich bitte tausendmal um Verzeih-

*) In den Weingegenden Oesterreichs finden sich die Weinbauern an Abenden häufig in ihren Kellern ein, und es ist die größte Ehrenbezeigung, die sie einem Gaste erweisen zu können vermeinen, wenn sie ihm dort eine Gesellschaft geben. Die Keller befinden sich größtentheils außer den Dörfern oder Städtchen, wohl auch in den, diesen zunächst liegenden Weingebirgen.

ung", stammelte der alte Mann der Jugend, „aber ich lasse es dennoch an allem erdenklichen Respekt nicht fehlen, wer hätte sich auch denken können, daß der gnädige Herr vor der Thüre stehen."

Die gnädige Frau konnte es dem Alten einige Wochen nicht vergeben, daß er ihren Gemahl mit seinem Spasse herabzuwürdigen gewagt; überhaupt sind Männer eher geneigt, Angriffe auf ihre Eitelkeit unbeachtet und ungeahnt dahingehen zu lassen, als Frauen.

Auch der Thekla Zechmeisterin wurde nicht vergessen, welcher Danowich bei seiner Flucht aus Azzelbrunn unversehens die biblischen Erzählungen mitgenommen, sie erhielt am Vorabende ihrer Hochzeit das Büchlein mit einer darin liegenden Fünfundzwanziger-Banknote, und kannte alsogleich ihr, vor schon so vielen Jahren vermißtes Eigenthum; es wurde ihr von einem Bedienten in Galla überreicht, und als Sie sich persönlich zu bedanken auf's Schloß kam, sagte Danowich: „Nun, Zechmeister Thekla, wenn Ihr mich auch lange Zeit für einen Dieb gehalten

habt, jetzt bin ich doch durch die Zurückgabe ein „Engel Gottes Kind“ geworden, nicht?“

Und Thekla zupfte verlegen an ihren Schürzenbändern und ſagte: „Verzeihen Sie es halt, gnädiger Herr, daß ich gleich ſo grob geweſen bin, und das Geld angenommen habe.“ Und Thekla ging auch zur gnädigen Frau um ihr die Hand zu küſſen, und die gnädige Frau machte dem gnädigen Herrn darnach Vorwürfe, daß er die Thekla mit Geld beſchenkt, und meinte: „irgend ein anderes Präſent, nicht minder im Werthe, wäre weniger beleidigend geweſen.“

Und der gnädige Herr antwortete: „Marie, Marie, überzeuge Dich eines Beſſern, dieſe Leute ſind nicht ſo zarten Sinnes, ſie denken viel zu praktiſch, als daß ſie hinter einem Geldgeſchenk eine Beleidigung ſuchten.“

Als Kramer und Raſpelmayer an einem der folgenden Tage, nachdem ſie ſich eine Zeitlang im edlen Schachzabelſpiel exluſtriret, im Walde ſpazieren gingen, da ſchütteten ſie ſich gegenſeitig ſo recht freundſchaftlich die Herzen aus:

„Hören Sie, Kramer,“ ſo fing der alte Geiger

an, „wenn ich ſo daran denke, daß ich nun ein ſorgenfreies Alter habe, und es rauſcht der Wind in den Bäumen, und es ſauſet der Waldbach unten, und es ſchreien die Nußhäher, und es knarren die Eichhörnchen, und es laufen die kleinen ſchelmiſchen Vögel, Zaunkönig und Conſorten ganze Strecken im Gebüſche fort, um nicht an jener Stelle aufzufliegen, wo ſie niſten, und um ſo ihre Jungen nicht zu verrathen und in Gefahr zu bringen, und wenn ich dann Sie ſehe, Kramer, der Sie auch ein feiner loſer Vogel ſind, da wird mir's ſo wohl im Herzen, als ob ein Brummeiſen lauter Walzer in meiner Bruſt ſpielte, da möchte ich wie ein luſtiger Junge ein lautes Juchhei in den Wald hineindonnern, daß die ganze Vogelwelt von Angſt ergriffen eine Weile ſchweigſam wird; — und ſiehe, gleich wieder erfaßt mich eine Trauer, als ob ich ein Requiem ſingen hörte, es wird bald ein Frühling kommen, den ich nimmer da heroben mitmache, der Wald wird grünen, und ich werde unten liegen, ich werde nichts wiſſen davon, ob Roſen oder Dornen auf meinem Grabhügel wachſen, und wenn

auch eine Wurzel als Bote des Frühlings hinabwandern wollte zu meinem modernden Gebein, so würde sie von Würmern abgenagt werden!"

„Ja, ja," sagte Kramer darauf, „das Sterben ist und bleibt einmal eine abscheuliche Geschichte. Würden wir nicht die Gewißheit der Auferstehung in uns tragen, die jedem wahren Christen eine gewissere Wahrheit ist, als alle mathematischen, dann könnte einen so eine Waldeinsamkeit schnurstraks zum Selbstmord bringen. Auf der ganzen Natur liegt einmal der Fluch, das ist ganz gewiß. Ihre Stimme zu uns ist eine klagende, sie zeigt uns nur die Freude, um uns gleich hinterdrein recht arg in ihren Jammer und in ihr Wehklagen einzutauchen. „Wir selbst, die wir die Erstlinge des Geistes besitzen, seufzen (mehr noch als alle Geschöpfe) innerhalb uns, und warten auf die Kindschaft Gottes, auf die Erlösung unsers Leibes."

„O wie ist mir diese Heuchelei des Naturgottesdienstes in die Seele hinein zuwider. Wie dumm und blöd ist auch der romantische Naturcultus: dieses Angaffen der blauen Berge, dieses

Beriechen der bunten Wieſenteppiche, dieſes Anhören rauſchender Bäche und windesdurchſauſter Föhrenwipfel, ohne irgend ein Verſtehenwollen des Verhältniſſes von Schöpfer und Geſchöpf, von Gott und Menſch und Natur. Dieſer abgeſchmackte Naturgottesdienſt erregt in mir, je älter ich werde immer mehr Bedauern und Mitleid mit der Cultusgemeinde der Wieſen und der Gräſer, die heute daſtehen, und morgen als Heu verdorren und als Viehfutter dienen oder in den Ofen geworfen werden. Es iſt die fadeſte Frömmelei, die ſich denken läßt, ohne alle Grundlage und ohne alle Berechtigung."

„Wir müſſen im Jenſeits mit der Natur in ein ganz anderes Verhältniß treten, die Erde muß ſich erneuern, der mächtige Baum mit ſeiner üppigen Laubkrone ſoll nicht mehr mit Hohngelächter auf mich herabſehen und mir unter die Naſe ſagen dürfen: Schau mich nur an und hab deine Freude an mir, aber das merk dabei, es iſt mir nicht recht zu trauen, denn ich bin ein gar heimtückiſcher alter Kerl; hörſt du dort im Thal das eintönige abgemeſſene Schnarchen der

Sägemühle? Ihr Menschen heuchelt mir nur Bewunderung und dafür müßt ihr gestraft werden. Ihr haut mich ab von meinen Wurzeln, werft mich um, zerschneidet unbarmherzig meinen Rumpf und macht dünne Bretter aus mir — aber ich werd euch schon erwischen; mit diesen Brettern werd ich euch umfangen wie mit dürren Armen. Die Welt nennt dieses liebende Umschließen eurer von meiner Seite — einen Sarg, und da gibt es Verwesung um Verwesung, zumeist hält es der hölzerne Kerkermeister noch länger aus als der Gefangene. Die ganze Natur mahnt uns an den Tod, und der Tod ist das Finale ihrer ganzen Herrlichkeit.

„Kramer", sagte darauf Raspelmayer, „wer von uns zuerst stirbt, und das bin allem Anscheine nach ich, der darf vom Ueberlebenden nicht vergessen werden!"

„Aber sind Sie doch gescheit, Raspelmayer, gesetzt den Fall, Sie sterben vor mir, wie könnte ich Sie vergessen!"

„Dann beten Sie jeden Abend für mich ein Vaterunser!"

„Laſſen Sie das gut ſein, Raſpelmayer, bin ich denn ein ſo ſchlechter Chriſt und ein ſo ſchlechter Freund, daß ich ſolcher Mahnungen bedarf?“

„Und ich hinterlaſſe Ihnen auf Zeitlebens mein Haus, und den Tempel Salomonis, meinen großen Kaſten, worin meine Schriften liegen. Wenn aber Sie ſterben ſollten, ſo gehört das Haus dem Danowich!“

„Reden Sie keinen ſolchen Unſinn, Raſpelmayer! Wenn ſie am Leben bleiben, ſo iſt es mir tauſendmal lieber, als ihr Haus.“

„Kramer, was glauben Sie wohl, wovon ich nach meinen Freunden und Lieben am ſchwerſten ſcheiden werde? Von meinem großen Kaſten; denn verwaiſt und öde wird der Tempel Salomonis ſein, wenn ich, ſein König und Hoherprieſter hingegangen; Kramer, dann geben Sie meine Schriften einem Manne, der Bücher macht, und es müßte der Guckguck ſein, wenn er nicht einen ordentlichen Band daraus zu Stande brächte!“

„Raſpelmayer, das könnten ſie wohl noch bei Lebzeiten thun, das was wir erlebt haben, müßte auch dazu kommen, und auch wir beide müßten darin geſchildert werden.“

„Auch gut, Kramer, ich weiß einen, dem werd' ich die Schriften geben, und die Erzählung soll er mündlich gratis dazu bekommen."

„Aber wenn er uns nur nicht verpfuscht, ich halte entsetzlich viel auf meinen Charakter."

„Ganz besonders muß bei ihnen geschildert werden der Kampf des alten Systems mit dem neuen, und der glorreiche Sieg des neuen Systems über das alte."

„Aber auch meine guten Eigenschaften müssen angeführt werden. Ich sage Ihnen nochmal, Raspelmayer, ich fürchte außerordentlich das Verpfuschen!"

„Ich nicht, Kramer; wenn sich der Mensch nur selber aufrecht hält, die Geschichte mag ihn dann verpfuschen wie sie will, denn die Weltgeschichte ist noch nicht das Weltgericht."

Am Abend darnach tranken die Freunde auf Du und Du zusammen.

Herr Kramer suchte sich während der Drucklegung des Diogenes auf eine heimliche Weise aller Correkturbogen zu bemächtigen, und las mit großer Aufmerksamkeit besonders jene Partien, in welchen der Autor Kramers Conterfei aufmar-

schiren ließ. Als dieser beim letzten Bogen einige Blätter leer fand, ergriff er die Gelegenheit, folgendes Postscriptum als kritischen Brief an den Autor beizufügen. Da nun derselbe mit den Worten des guten „Herrn Vetters“ ganz einverstanden ist, so nahm er auch keinen Augenblick Anstand, selben sein großherrliches Imprimatur zu ertheilen. Somit wurde mit Einem Schlage der letzte Bogen ausgefüllt, und Herr Kramer zu einem Schriftsteller, was er sich sein ganzes Leben lang — selbst im Traume, nicht einfallen ließ.

Herrn Kramers Postscriptum.

Gibt es etwas Schrecklicheres, als in einem Drama oder in einer Erzählung verpfuscht zu werden? Die größten historischen Personen mußten sichs gefallen lassen, warum nicht auch du, Kramer, der du gar keinen Anspruch auf Geschichte hast? Ist der historische Roman von der Weltgeschichte streng geschieden? Nein, denn die Weltgeschichte ist nichts anders, als eine romantische Historie.

Der historische Roman ist die offenbarste

Verläumdung, jeder ſchneidet ſich da ſeine Charaktere zu, wie er ſie eben braucht; bei der Weltgeſchichte geht es eben ſo, nur iſt ſie eine heimliche Verläumdung, und weil die nackte Leidenſchaft hierbei eine ſchlechte Bürgſchaft wäre, ſo ſteckt ſie ſich die Maske der Wahrheit und der Ruhe vors Geſicht.

Die Weltgeſchichte ſpricht bei all ihren alla minuta Lügen doch Eine große Wahrheit aus, ſie dehnt ſich wie ein drohender Finger, und weiſet wie ein Meilenzeiger aufs Weltgericht hin.

Die Weltgeſchichte droht uns und ſagt: „Menſch, du mußt ſterben!“ Mit dieſem Ausſpruch iſt Lüge und Wahrheit einverſtanden; ſie ſcheiden ſich erſt in der Frage: Warum mußt du ſterben?

Und nun nimmt die Lüge das Wort und ſagt: Der Tod iſt eine nothwendige Bedingung des Daſeins, und dieſe Lüge hat ſich von jeher der falſchen Poeſie bemächtigt; ſie webt an ihrem großen Zauberſchleier und will ihn über die Miſere des Menſchenlebens und über den Tod werfen; aber der poetiſche Schleier reicht nicht aus, denn die Todtenſchädel grinſen

überall durch, und der Duft der Verweſung ſchlüpft heraus auf allen Seiten.

Aber auch die Wahrheit nimmt das Wort und ſagt: Der Tod iſt das Zerſchellen des ſündigen Geſchöpfes, welches wie eine ſich in Freiheit hoch empörende Woge an den ſtarren Felſen der Abſolutheit Gottes herangeworfen, und dieſe Worte blaſen den Schleier der erlogenen ſentimentalen Poeſie wie ein Spinngewebe vom Erdenballe, und alle Knochenhände erheben ſich wie zu einem heiligen Schwure, und mahnen ihn des Gerichtes zu gedenken, daß er in den Tod gehen könne mit der vollſten Hoffnung auf Erlöſung vom Uebel und aufs ewige Leben.

Das iſt nun gar keine Privatanſicht, wie ſolche manchmal einem Träumer einfällt, der ſie gerne den andern Leuten aufbürden möchte, nein das iſt die Anſicht meines hochadeligen Geſchlechtes, von welchem ich abſtamme, ſo wie aller erlauchten Ahnen deſſelben.

Von Adam durch Hiob und die Propheten herab, trugen alle dieſelbe Hoffnung im Herzen,

bis der Held, der den Tod bezwungen, ſie verſichert. Ich halte daran mit unzähligen Millionen, die vor mir lebten, mit mir leben und nach mir leben werden. Wenn aber auch alle jetzt lebenden zu mir ſagen würden: Kramer, du haſt Unrecht, ſo würde ich dennoch felſenfeſt bei meinem Glauben beharren, weil er mit Flammenſchrift in mir geſchrieben ſteht, weil der Hauch des Wortes ſelben zum brennenden Feuer angefacht, weil ich ihn leſen kann, und ſelben auch euch einſt beweiſen werde daß ihr einſt auch mit dem Munde dazu Ja ſagen müßt, wozu ihr im Stillen durch euren erkennenden Geiſt jetzt ſchon gegen euren verkehrten Willen Ja zu ſagen gezwungen ſeid!

Ihr aber könnt mir eure Ausſage weder hier noch dort beweiſen; denn der Tod iſt und bleibt ein Unding, und iſt und bleibt etwas durch das Leben des freien Menſchen Unbedingtes, die Sünde hat ihn erſt bedingt, das heißt zum Ding gemacht oder hervorgerufen. Und nur in dieſer Weiſe werden die klappernden Todtenbeine zum klirrenden Schlüſſelbund, der uns die Welt-

geſchichte und alle Wiſſenſchaft aufſperrt, und uns überall das wahre Verſtändniß vermittelt.

Wer mit dem, was ich ſage, und was alle ſagen müſſen, die der Einen großen Geſellſchaft des neuen Bundes zugehören wollen, nicht einverſtanden iſt, der nährt einen Feind in ſeiner eigenen Bruſt, der kämpft gegen die Stimme ſeines Gewiſſens, der hat es nicht mit mir oder andern, ſondern zunächſt mit ſich ſelber zu thun.

Je mehr ich in neuerer Zeit als Buchhalter in meinen freien Nachmittagen geleſen und gelernt habe, deſto mehr ärgert es mich: wie ich in früherer Zeit ſo ſehr nachſichtig war mit dem Weine und mit mir, und ſo wenig nachſichtig mit meinen Nebenmenſchen; es ärgert mich um ſo mehr, weil der Erzähler von Danowichs Geſchicken mich an den Pranger der Oeffentlichkeit geſtellt, und mir ſagte, als ich gegen das Anführen meiner einſtigen Benebelungen Einſprache that, das müſſe ſo ſein, denn mein Charakter werde durch dieſen Schlagſchatten erſt recht hervor gehoben.

Nun in Gottes Namen, wenn es ſchon nicht

anders ist, so soll es so sein, wie es ist. In der Weltgeschichte wie in historischen und unhistorischen Romanen sind schon ehrlichere und bravere Leute, als ich bin, schwarz angemalt worden; aber ich kann nicht umhin, noch ein klein wenig boshaft zu sein, und dem guten Manne und auch seinen Lesern zu sagen: Sie mögen nur recht fleißig auf ihre eigenen Schlagschatten schauen, und sie zu mindern suchen, sonst soll sie alle mitsammen der — doch Kramer, Kramer, das wäre ja schon wieder ein Schlagschatten!

Beilage.

Herrn Kramers Maria-Zeller Wallfahrt.

Nachdem besonders der Herr Kramer vor den Augen der Leser des Diogenes von Azzelbrunn in der ersten Auflage einiges Wohlgefallen gefunden hat, hielt es der Verfasser für gerathen, in den hinterlassenen Papieren des „Herrn Vetters" nachzusuchen, und da ergab sich nun die Mariazellerwallfahrt.

Wenn es der arme, „kleine Herr Vetter" so noch erlebt hätte, — wie seine Aussprüche, seine Erlebnisse, sein Charakter beifällig aufgenommen werden, und wie sogar Berliner Zeitungen seiner mit Liebe gedenken, er hätte eine närrische Freude dabei gehabt. Eine solche Freude sollte er nicht erleben, schon sind viele Jahre seit seinem Tode

dahingegangen. Mit welcher Auszeichnung würde er den Schreiber Dieſes behandelt haben, wenn er in demſelbigen, der damals zur Schaar ſeiner kleinen Herrn Vettern gehörte (wie er uns Knaben, die dem Hauſe ſeines Principals verwandt waren, insgeſammt nannte), ſeinen künftigen Lebensbeſchreiber und den Herausgeber ſeiner Wald- und ſonſtigen Gedanken geahnt hätte!

Kramer hatte ſich einmal verabredet, mit ſeinem Freund Raſpelmayer nach Maria Zell zu wallfahrten.

Im Wirthshaus „beim Löffel" am Schottenfeld zu Wien kam ſeit Jahren an Sonntagsabenden eine Geſellſchaft von eigenthümlichen Käuzen an einem Tiſch zuſammen. Kramer fand ſich bei derſelben getreulich ein; — und die andern Herren Käuze kamen auch ziemlich regulär, obwohl zumeiſt den ganzen Abend hindurch geſtritten wurde; das war ihnen aber eben recht, es brachte dies Gezänke einiges Intereſſe in das poeſieloſe Biergeplemper.

Wortführer bei dem erwähnten Kneipvergnügen ſcheint außer dem redſeligen Kramer ein

aus Norddeutschland stammender Klempnermeister, Namens Pfohse, gewesen zu sein; denn es geschieht dieses Pfohse im Tagebuch öftere Erwähnung; auch scheint derselbige eine Gattung norddeutschen Elementes vertreten zu haben, wie hinwiederum von Kramer die süddeutsche Denk- und Lebensweise in Schutz genommen wurde. So viel zum Verständniß der hier folgenden Bruchstücke aus dem Tagebuche Kramer's.

„Im Löffel." Das war gestern wieder eine Mordhetze mit dem Klampferer,*) der Kerl wird alleweil brummiger, je älter er wird. Kaum hat er gehört, daß ich und der Raspelmayer eine Wallfahrt nach Maria-Zell machen wollen, so sind ihm auch schon alle Zornesadern auf seinem Kopf so angeschwollen, daß man meinte, es werde ihn alle Augenblick der Schlag treffen. Das ging in einem fort: „Hört mir doch mal uff mit diese Faffenjeschichten; ich kann Alles hören, nur nich

*) Wiener Jargon für: Klempner.

ſo dumme Faffenjeſchichten, das iſt lauter Aber-gloobe und Finſterniß — da wird das dumme Volk zu Faulheit und Arbeitsſcheu verleitet; und die Induſtrie hat ihren Schaden davon. Dem Ackerbau werden ſtarke Hände wochenlang entzogen und Verdummung und Theuerung der Lebensmittel, das ſind am Ende die einzigen Früchte von dieſen Faffenjeſchichten.“ —

„Klampferer“, ſagte ich, „hört ein wenig auf zum klampfern und haltet den Hammer ruhig in der Hand, laßt auch andere Leute zum Wort kommen. Daß die Wallfahrer das Brod nicht kleiner machen, — das wißt Ihr ſo gut, wie ich; da müßt Ihr in die vollen Speicher der Kornwucherer ſchauen, dieſe machen meiſtens das Brod klein, und von dieſen Kerls fällts keinem ein: wallfahrten zu gehen. Uebrigens, Klampferer, iſt die ganze Geſchichte, mit der Ihr da wieder Eure aufgeklärten Flauſen machen wollt, nicht auf Eurem Miſte gewachſen, das habt Ihr in einem alten Freimaurerbüchel geleſen und auswendig gelernt — und meint, wir werden Euch nun bewundern, was Ihr für ein geſcheiter Mann ſeid.“

Da ſchrie der Klampferer: „Nein, das ſagt mir die reine Vernunft, ich bin von Jugend auf in Verachtung alles Abergloobens erzogen, und habe von Jugend auf gelacht über die dummen Leute, die hölzerne Männchen anbeten, und die ſich vor gemalten Leinwanden niederknien, und die ſich betrügen laſſen von alle dieſe Faffenjeſchichten.“

„Klampferer“, ſagte ich, „Klempié, was ſeid Ihr für ein unverbeſſerlicher hölzerner Kopf — hundertmal habt Ihr ſchon hier auf dieſer Bierbank von mir und den andern gehört, daß wir kein Holz und keine Leinwand, keine Bilder und keine Statuen und keine Heiligen anbeten — und immer und immer kommt Ihr wieder mit den alten Klempié-Geſchichten. Ihr ſeid wie ein ſtudirter Vogel — was man ihm hineingewerkelt (gedrehorgelt) hat, das bringt kein Teufel mehr aus ſeinem Schädel heraus — und ſo oft er um ſich einen Lärm oder Streit hört, ſo oft fängt er auch an ſein Stücklein unvermeidlich herabzuarbeiten — ſo ſeid Ihr Klampferer — Ihr redet immer von Vernunft und Raiſon, Ihr ſelbſt aber nehmt keine Vernunft und keine Raiſon an.

Wollt Ihr keinem armen Teufel vergönnen, daß er auf ein Paar Tage oder auf eine Woche ins Freie heraus kommt, und frische Luft einathmen kann, und sich erholen kann von seinen Familiensorgen und von seinen Plackereien, und vergessen kann auf das Elend, das ihm Jahraus Jahrein auf seinem Herzen liegt?" — „Ja", meinte Pfohse, „gegen eine Lustreise und gegen eine Landpartie hab ich gar nichts — aber gegen das Wallfahrten, was immer mit so vielem Aberglooben verbunden ist, und sehr zur Volksverdummung beiträgt, — und nachher weiß man schon, wie es da zugeht, da wird dem Fraß und Soff gehuldigt, und da werden dann alle Sünden, auch die künftigen, die man noch begehen kann, nachgelassen!" — —

„Schon wieder das alte Vogelstückl, Klempié", sagte ich, — „hundertmal habt Ihr's schon gehört, daß das eine alberne Lüge ist — wie Ihr sie in einer Kneipe aufgeschnappt und auswendig gelernt habt." —

„Was, eine Lüge? Habt Ihr nicht selber schon erzählt, wie Leute bei Wallfahrten Räusche

gehabt haben wie die Häuſer? — „Ganz Recht, Pfohſe — aber Ihr müßt nicht alles verkehren, ich meinte, die Beſchuldigung: daß künftige Sünden nachgelaſſen werden, ſei eine Lüge. Wenn ſich aber Leute bei Wallfahrten volltrinken, ſo ſteht ja nirgends geſchrieben, daß ſie das thun ſollen, das müßt Ihr alſo den Leuten zur Laſt legen, aber nicht dem Wallfahrten. Wenn aber einer bei einer Wanderung ins Freie ſich vornimmt, auch dankend und bittend unſers Herrgotts und ſeiner Heiligen zu gedenken; ſo unterſcheidet ihn ja das eben nur vom Vieh! Der Fuchs und der Bär und der Waldeſel, die laufen den ganzen Tag herum — und machen Luſtreiſen — aber auf unſern Herrgott können die nicht denken, weil ſie dumme Vieher ſind! Soll nun derjenige Menſch der vernünftige ſein — der auch nur im Freien herumrennt, um zu athmen, zu freſſen, zu ſaufen und für ſeinen Leib zu ſorgen; dann in der That wären der Fuchs und der Waldeſel — und meinetwegen auch noch alle Stadteſel dazu, die vernünftigſten Leute von der Welt — denn die verſtehen es eigent-

lich, ſo recht ohne Kummer und Sorgen herumzugehen — ſie brauchen keinen Schneider, dieweil ihnen der Pelz auf den Buckel genäht iſt; ſie brauchen keinen Schuſter, weil die Sohlen auf der Pfote immer accurat ſo viel nachwachſen, ſo viel ſie abgetreten werden, und zudem wiſſen ſie auch gar nichts von allen „dieſen dummen Faſſenjeſchichten", die Euch immer ſo unendlichen Kummer machen." — —

Und ſo gings fort, ſo wurde wieder zwei Stunden weidlich gezankt, und der Pfohſe kommt immer am Ende wieder mit ſeinen alten Geſchichten Wort für Wort. Das Bier macht ihn hartnäckig und zänkiſch, und das ewige Eiſenklopfen den ganzen Tag macht ihn taub für alle Raiſon — er hat ſich die Einbildung über ſeine Aufklärung ordentlich mit dem Hammer in ſein Hirn hineingenagelt — und doch iſt der Pfohſe von Grund aus ein guter Kerl — nur von Haus aus haben ſie ihm allerhand ſchnurrende und pfurrende Käfer in die Ohren geſetzt — die er zeitlebens nicht mehr los werden kann. Wie leint (thaut) ſeine nordiſche Kehle auf, wenn wir

zum Heurigen nach Grinzing oder Hernals oder Ottakring an Sonntagen gehen — das (sagt er dann gewöhnlich) seien die Wallfahrten, die auch er lieb hat — und wenn er einige Krüglein vom Sauser getrunken, dann versichert er uns Alle seiner Liebe! dann phantasirt er unterm Sternenhimmel im Nachhausegehen: „Seht, haben wir nicht alle mitsammen Einen Vater, und wollen wir nicht alle mitsammen selig werden, und seid ihr nicht alle mitsammen meine guten Brüder", — sonderbar, daß er erst Wein braucht, um seine aufgeblasenen Gedanken los zu werden, daß erst der Heurige in ihm die Toleranz entwickelt — von der er im gewöhnlichen Zustand nur immer redet, ohne sie im mindesten zu üben. Erst wenn er Heurigen getrunken hat — da gibt sich der Pfohse, wie er ist — da sieht man, daß er im Grund ein guter Kerl ist — und daß alle seine verzwickten Ansichten nur ein Erbtheil seiner Erziehung sind — daß man sie ihm von Jugend an ins Hirn gekeilt hat, und daß dieselben durch den unbändigen Hochmuth der eingebildeten Aufklärung in ihm wie mit Buhukrampeln (Uhukrallen) fest-

gehalten werden. Mit ſolchen Leuten, wie dieſer Pfohſe, wird unſer Herrgott einmal beſonders barmherzig ſein — das bin ich überzeugt; den haben ſie von Jugend an verkeilt — und nun bildet er ſich ſeit dreißig Jahren ein, daß er Recht hat, und daß er auf den Höhen der europäiſchen Bildung ſteht — und er kann nichts anderes, als ſeine Paar einſtudirten Schimpfphraſen, und ſeine Gedanken ſind zu alt und roſtig — um ſich leicht in Bewegung ſetzen zu laſſen. Doch zur Ruhe. — Morgen alſo, in der Früh, in Gottes Namen fort mit dem alten Raſpelmayer, ich freue mich ſchon vom Herzen darauf — hinaus aus der Schreibſtube und aus den dunkeln Stadtmauern — und auf den herrlichen Weg nach Maria-Zell!

Was war das heut für ein lieber Tag! Bis Baden ſind wir auf der ſtaubigen Straſſe gefahren, und einige gute Freunde haben uns begleitet. Wir beſchloſſen, hier zu übernachten, und es iſt da noch ſehr weltlich zugegangen. Wir

ſpazierten herum auf den fichtigen und tannigen Anhöhen, und ſahen herunter auf die herrliche Stadt, die in einem reichen duftigen Garten daliegt, und mit ſaftigem Weinlaub zwei Drittheil umſäumet iſt, wie der luſtige Soffgötze, oder Römergott Bacchus. Hier brächt' ich den Sommer viel lieber zu, als in meinem dumpfigen Comptoir. Bei den Schwefelquellen, die ſehr heilſam ſind, thät' ich mich nicht viel aufhalten, das riecht zu ſehr nach gefaulten Eiern. Wie muß es doch unter der Erde gar ſo curios ausſchau'n! Schon die Römer haben dieß Baden gekannt und Badeſaiſons hier gehalten, wie ich in zarter Jugend am Horner Gymnaſium gehört habe. Und ſeit zweitauſend Jahren ſteigt nun aus ſo vielen Erdlöchern das blauweiße Schwefelwaſſer heiß und dampfend herauf aus dem Boden! Wie mühſelig und erbärmlich und fingerhutig ſind doch die Kunſtwerkſtätten der Menſchen gegen die Werkſtätten der Natur. Da wird ohne Lärm und Geräuſch der Artikel fortgeliefert, Jahraus, Jahrein, Tag und Nacht, in Krieg und Frieden. Das Geſchäft geht alleweil und iſt

nicht einmal durch Erdbeben noch in Stockung gerathen; und die Erdbeben haben doch bekanntlich schon mitunter auf das Fallen der Schwefelquellcourse einigen Einfluß gehabt. — Was aber auf diesen Kalkfelsen wächst und in gläsernen, durchsichtigen, blaßgrünen Zauberperlen kocht, das ist mir lieber, als das chemische Fabrikat, das schon fertig aus dem geklüfteten Felsenboden heraufsprudelt, — das heißt auf deutsch: Ich muß es aufrichtig gestehen, mir ist der Wein lieber als das Schwefelwasser! O, es ist ein herrliches altadeliges Geschlecht, das Geschlecht der Trauben — es ist der höchste Adel der ganzen Pflanzenwelt. Warum? Das hab' ich heut Nachmittag bewiesen, als wir bei einem reichen Weinbesitzer den Keller besuchten, und der Gottesgabe gebührendes Lob spendeten. O, ich hab mich tapfer und ordentlich gehalten — gar nicht zu viel getrunken! sehr, sehr mäßig! Wie hätt' ich mich doch vor mir selber schämen müssen, wenn der Großschimpfer Pfohse Recht gehabt hätte! Schon wollt ich und Raspelmayer nicht in den Keller gehen — aber das hätte

affektirt ausgesehen, als wollten wir uns gar zu brav machen, und so sind wir gegangen. Ich machte der Gesellschaft eine Erklärung, was der Wein für eine herrliche unvergleichliche Gabe Gottes sei, und es fiel mir der Gedanke ein: die Traube ist deßhalb das edelste Geschlecht unter sämmtlichen Pflanzen, weil es die herrlichsten Todtengrüfte bekommt, mit den prachtvollsten Särgen! Ich schrieb auch auf ein Brett im Keller mit Kreide folgenden Reim:

Die liebste aller Grüfte: ist mir die Traubengruft,
Der liebste aller Düfte: ist mir der Kellerduft;
Der schönste aller Särge: ist mir das volle Faß,
Bei diesen Särgen weinen: möcht' ich ohne Unterlaß!

Als wir von der lieben, finstern Unterwelt darnach in die Oberwelt hinaufgingen, sagte einer aus der Gesellschaft halblaut zu einem andern über meine Raisonnements und meine Dichterfertigkeit: „Das ist ein verflucht pfiffiger Kerl dieser Buck.....!" —— Das Compliment freute mich dem ersten Theil nach und ärgerte mich dem zweiten Theil nach! Wenn der Mensch seine Geistesgaben anwendet, um der lumpigen Welt ein

Vergnügen, eine Freude zu machen; so wird er im besten Falle — selbst wenn ihn diese lumpige Welt lobt — doch auch eine Portion Schimpf mitkriegen; denn Lob allein wächst nicht auf dieser Erde, dazu ist die Menschheit zu schlecht und zu erbärmlich; es muß immer auch ein säuerlicher Beischmack von Tadel dabei sein. O, sie wollen einem gar nichts gönnen! gar nichts! Wo ist der Mensch, der ohne Schatten im Sonnenlicht der Welt gegangen wäre? — Es gibt keinen!

Am Abend bin ich mit Raspelmayer noch in der Stadt herumspaziert. — Alleen, Gärten, Paläste, Pappeln, Rosen, Kastanien, Alles ist durch einander. Man sieht, daß hier reiche Leute den Sommer verlungern. Auch viele niedliche Capellen finden sich, das gibt der Stadt einen katholischen Charakter. In einer Capelle hängen an den Leuchtern und an Marienbildern Votivgeschenke aller Art. Kleine Hände und Füße und Herzen und Augen aus Silber und aus Wachs. Die Dankbarkeit gegen Gott, wenn man von irgend einem leiblichen Uebel geheilt worden

ist, gehört sich und ist recht. — Dies Hinhängen von Händen und Füßen an einen Altar ist eine Geschmacklosigkeit — die nur dem guten Willen der dankbaren Geber zu Gute gehalten werden kann! Ein Fremder schimpfte weidlich über Aberglauben und katholische Finsterniß, als er diese Wachsfüße sah, ich redete mit ihm und sagte: Mir gefallen diese Sachen auch nicht — aber Sie müssen wissen, daß die katholische Kirche nie und nirgends derlei Dinge befohlen und angeordnet hat. — Ja, meinte der Fremde, es ist aber schändlich, daß man so etwas duldet!! — Schändlich? sagte ich, warum schändlich? Warum soll man gleich mit Prügeln dreinschlagen, wenn Jemand nicht die schönste, ästhetische Form für seine Dankbarkeit gegen Gott gefunden hat — unser Herrgott schaut doch nur auf den guten Willen! Der reiche, gut unterrichtete Katholik läßt nach seiner Genesung z. B. ein Salvatorbild oder ein Madonnabild von einem Künstler malen, und spendirt es einer Kirche; der arme Teufel kann das nicht thun — er möchte aber doch auch ein kleines Opfer bringen, und kauft

nun um einen Kreuzer ein wächsernes Herz oder eine Hand oder einen Fuß, je nachdem er von einem Uebel geneſen — ſoll man ihn nun damit davonjagen? — Es iſt merkwürdig, wie die Leute da immer ſo thun als ob ſie für Gottes Ehre in Eifer entbrannt wären! Warum hält man ſich nicht auf, wenn ein reicher Protz, um ein ſchlechtes Weibsbild zu zieren, oder ein noch nicht gefallenes zu verführen, brillantene Ohrgehänge kauft? Das findet man in der Ordnung und weltläufig! — — Und hat vor Gott der gute Wille des armen Bauers oder des Taglöhners, der ſeine Dankbarkeit in einem kleinen Opfer zeigen will, nicht einen unendlichen Werth im Vergleich mit dem Hochmuth des aufgeblaſenen Bonvivants, der nur für ſeinen Bauch lebt — und nur jene Opfer für vernünftig findet, die er für den viehiſchen Antheil ſeines Lebens in Anwendung bringt? Wenn man nur die rechten, reinen Augen immer hätt', da würde man auch das Rechte ſehen — aber die Leute ſehen nur immer die Splitter an Andern und die Balken im eigenen Kopffenſter ſehen ſie nicht. Am näch-

sten Morgen verließen wir Baden, den berühmten Wallfahrtsort der Gichtischen und Rheumatischen, der Besitzer des Gliederreißens und allerhand anderer Annehmlichkeiten, und zogen durch das romantische Helenenthal fort, links und rechts schauen die mächtigen Ruinen Rauhenstein und Scharfenstein ins Thal herab, und Berg und Wald, und Felsen und Tannen und Fichten gibt es nach Genüge. So eine recht schöne Gegend macht doch alle Leute zu Dichtern. Ich sagte es dem Raspelmayer, und er meinte es auch. Wir gingen an einem Winzerhaus vorbei. Die Abendsonne spielte goldig an den Mauern. An den Thürpfosten, mit Reben umsponnen, die hinwiederum in ihren hellgrünen Blättern mit Spinngeweben verbunden waren, lehnte ein Bauernmägdlein und sah melancholisch der sinkenden Sonne nach, wie diese sich mehr und mehr ins schwarze Leilach der Nacht einwickelte. — Das ganze Gesicht trug mehr lyrischen Gehalt in sich als ein Dutzend Bände neuer Lyriker; — in der Stimmung der Dichterin spiegelte sich offenbar der Tannenwald, die Rebenhügel und

der rauſchende Bach, und ich meine: auf einer öden Steppe könnte ein Menſchenantlitz unmöglich ſo viel dichteriſchen und ſchwärmeriſchen Ausdruck zur Schau tragen. — — Gegen Mittag kamen wir nach Heiligenkreuz und ſind dort in die herrliche, gothiſche Kloſterkirche gegangen und haben die Grabſtätte der Markgrafen und Herzoge von Oeſterreich aus dem Hauſe Babenberg angeſchaut — da war's ſo kühl und der große Brunnen mit ſeinen vielen Waſſerbecken rauſchte aus der gothiſchen Brunnen-Capelle durch den Kloſtergang, man konnte ihn bis in die Kirche hören! In der Grabcapelle der Herzoge, wo ſie ſo ruhig und friedlich unter den Steinen liegen, da hab ich und der alte Raſpelmayer unſere Betrachtungen angeſtellt. — Ich ſagte zu ihm: „Sieh, wir ſind keine Markgrafen und keine Herzoge — und doch haben wir dieſelbige Antwartſchaft, wie die großen Herren, auf denen wir jetzt keck herumſteigen, und denen ſeit 600 Jahren kein Zahn mehr weh thut! Auch unſer Leib wird bald der Verweſung anheimfallen, und unſer Geiſt vor Gottes Richterſtuhl ſtehen; und

was meinst du Raſpelmayer — was das Leben hier auf der Erden anbelangt — glaubſt du, daß die da unter unſeren Füßen — fröhlichere und heiterere Tage gehabt haben — als die Tage ſind, die uns unſer Herrgott beſchert hat? — Friedrich II. der Streitbare mit ſeinen ewigen Zerwürfniſſen, theils mit den Bürgern in der eigenen Stadt — theils mit den Ungarn — die ihm auch in der Schlacht bei Neuſtadt den Garaus machten, der hat gewiß keinen ſo friedlichen, freudigen, ſonnigen Tag gehabt, wie der, den wir erſt heut wieder zuſammen verlebten! Was hilft es nun allen dieſen Markgrafen und Herzogen, daß ſie im Leben eine große Rolle geſpielt haben, wenn ſie nicht auch unſerm Herrgott dienten, wenn ſie nicht ſein Geſetz gehalten, und wenn ſie nicht als ſein Abbild hier auf Erden Gerechtigkeit gehandhabt haben nach ſeinem Willen? Da liegen ſie drunten unter den ſchweren, langen, viereckigen Marbelſteinen, es ſchaut ſich den ganzen Tag kein Menſch um ſie um, längſt ſind alle tauſend und tauſend Rücken, die ſich vor ihnen verbeugt haben — auch ge-

rade geſtreckt, und liegen ſeit Jahrhunderten zerſtreut auf den Friedhöfen oder auch auf den Schlachtfeldern des Landes; aber in der Kirche nebenan werden tagtäglich für ihre armen Seelen nach dem Willen des Kloſterſtifters, des heiligen Markgrafen Leopold, Meſſen geleſen; — und auf Chriſti Opfer und Verdienſt haben ſie gehofft im Leben und im Sterben, und darum wird das dargebrachte Opfer ihnen auch zu Gute kommen und ihren Seelen zum Troſte ſein. Das iſt noch der einzige erhebende Gedanke in dieſer kalten, gothiſchen Todtencapelle. Herrgott! — wenn da auf dieſen Gräbern nicht Erlöſungsluft hereinwehete; und wenn nicht die Hoffnung auf Auferſtehung — auf den großen Oſtermorgen der Menſchheit — wie froher, feierlicher Glockenklang da hereindränge — und wenn die Sonne durch die uralten gemalten Fenſter nicht die Hoffnung eines neuen, ewigen Frühlings auf die Grabſteine ſcheinen ließe, ſo wäre es ja doch rein zum deſperat werden! Eitelkeit der Eitelkeiten und alles iſt Eitelkeit hat Salomo der Judenkönig geſagt — und der Mann

hat einige Erfahrungen durchgemacht — und mit aller ſeiner Weisheit — auf die er ſich ſelbſt keinen kleinen Fleck eingebildet, iſt er noch in ſeinen alten Tagen ein Lump geworden, hat auf alle Weisheit — die er in der Theorie ſo gut beſeſſen, in der Praxis ganz und gar vergeſſen, und die ſchönen Weiber haben den Mann, der alles kannte, von der Zeder am Libanon bis zum Hyſopp, der aus der Mauer wächſt, zum Götzendiener gemacht! — Den rechten Weg zu wiſſen, das hilft noch gar nichts, man muß auch den Muth haben, ihn zu wandeln, und man darf ſich durch blendende Irrlichter, die aus den Sumpf niederer Begierden aufſteigen, nicht verlocken laſſen. Was hat der Salomon davon, daß er den Irrlichtern nachgegangen? Dasſelbe was jeder heutigen Tags davon hat. Gerade die Erdgeiſter ſelbſt, die liederlichen Leute, die mit beigetragen haben, ihn zu blenden — die lachen ihn aus und verhöhnen ihn öffentlich oder geheim, je nachdem es ihnen gut dünkt, und freuen ſich, wenn er immer mehr und mehr in den Sumpf hineinſteigt. — Was für ein Glück für uns, Raſpelmayer, daß wir

keine Könige ſind — ſollen wir Gott nicht allen Ernſtes danken, daß er uns von ſo vielen Verſuchungen befreit hat. — Wenn ſo ein weiſer Mann in ſeinen alten Tagen noch zum Weiberknecht, zum alten Haſpel geworden iſt, und auf alles beſſere Erkennen vergeſſen hat — wie möchte es uns erſt gehen, die wir bisher noch keine Salomos geweſen ſind!"

Da meinte Raſpelmayer: „Du haſt ſchon Recht, Kramer, aber warum mußt du dein heilloſes Schimpfen auch auf die heilige Schrift ausdehnen, warum mußt du auch den Salomo noch mit einem Namen belegen, warum willſt du ſelbſt bei einer Wallfahrt deiner üblen Angewöhnungen dich nicht entſchlagen?" — —

Ich geſpürte es wohl, daß der alte Raſpelmayer Recht hat — und daß ich im Unrecht war, aber — ich bin doch zu rechthaberiſch, um ihm das zuzugeſtehen und half mir aus dem Vorwurf heraus, indem ich ſagte: Wie, Raſpelmayer, ſchimpft die heilige Schrift nicht ſelber über den alten Weiberkönig, und iſt mein Schimpfen nicht ein ganz ſchriftgemäßes Schim-

pfen? — Ich hab' öfter ſchon über den Salomo nachgedacht — er iſt ein wahres Muſterbild, zum Schrecken für uns aufgeblaſene Menſchen aufgeſtellt. Alles Erkennen der Wahrheit, alles Einſehen derſelben, alles Loben derſelben, alle Weisheit geht ſogleich in tauſend Scherben auseinander, wenn ſie fällt; o, was iſt Menſchenweisheit für ein herrliches Gefäß — Gottes Bild iſt mit ſeinen Farben darauf gemalt, was iſt ſie aber auch für ein gebrechliches Gefäß, mit dem man ſich kein Spiel erlauben darf. Was für ein Glück für Dich, Raſpelmayer, daß Dich Dein Vater, wie Dein Tagebuch berichtet, und Du es mir hundertmal erzählt haſt, gleich bei Deiner Jugendliebe, bei Deiner erſten ſalomoniſchen Anfechtung tüchtig durchgekarbatſcht hat — dieſen Karbatſchen haſt Du es wahrſcheinlich mit zu verdanken, daß Du in deinen alten Tagen weiſer biſt, als Salomo mit all ſeiner Weisheit, welche er ſo ſchnell vergaß, als er unter Weibern ſaß! — —

Du kannſt Recht haben, alter Kamerad; du kennſt meinen Wahlſpruch, den ich mir

ſelber zuſammenſtudirt hab', ſagte Raſpelmayer:

Ich laß dem Scherz,
Wenn er nicht ſchlecht,
Sein volles Recht:
Ein offnes Herz!

Aber nun haben wir ſchon genug Betrachtung, jetzt beten wir einmal wieder — weil es eine Wallfahrt iſt, in der Kirche einen Roſenkranz, und dann laß uns weiter marſchiren. — Und ſo gingen wir nun wieder in die Kirche, die wir anfangs nur betrachtet hatten; es war ſo ſchwül draußen und ſo kühl drinnen! Unſer Herrgott war eben von einem Bettler bedient — ein alter Mann mit weißem Bart und zerlumptem Gewand, den Brodſack auf dem Rücken, wie ein ächter Landbettler und doch Fröhlichkeit in ſeinem Geſicht bei alledem; er war aus keinem irdiſchen Intereſſe in der Kirche — denn die iſt Nachmittags leer, nur ſehr ſelten verirrt ſich um dieſe Zeit Jemand herein. Was für ein Glück für den katholiſchen Bettelmann, daß er einen großen Herrn kennt, den er beſuchen kann zu jeder

Stunde in seinem Palast, ohne von Lakaien herumgestoßen und verjagt zu werden! Was für ein Vorgeschmack von der einstigen Ausgleichung und Seligkeit, wenn der Bettelmann in die Kirche gehen und aufrichtig beten kann! — Und das heißen sie dann Aufklärung, diese Eselsköpfe — wenn sie Gottes Paläste zumauern und zerstören, und Fabriken und Theater daraus machen — zu fressen können sie dem armen Mann nichts geben, nur die lichte Hoffnung auf die Seligkeit können sie ihm aus dem Herzen reißen! So haben sie lang gewirthschaftet die Aufgeklärten der deutschen Nation! Wenn dieser Bettelmann zu so einem Freimaurer, Papierlump, zu einem aufgeklärten Tintensäufer kommt — so jagt er ihn mit Hunden aus dem Haus — er wird sagen: Was brauch ich deinen Gestank, deine schmutzige Wäsche macht mir Ekel, trag die Läuse anders wohin — arbeite, verdiene dir ein Geld — und wenn es schon ein noch ausgesuchter, ein ausnahmsweiser, ein Humanitätslump ist, (der Freimaurer nämlich,) so wirft er dem Bettelmann einen Kreuzer hin und bildet

ſich auf ſeine edle Gabe mehr ein, als unſer Herrgott, der täglich Millionen an ſeiner Tafel ſpeiſt im großen Speiſeſaale der Natur!

Ich gab dem Bettler etwas und ſagte, er ſoll warten — wir nehmen ihn ins Wirthshaus mit. — Der Alte wartete getreulich, und Raſpelmayer lachte, als wir aus der Kirche gingen, und ich ihm mittheilte, daß ich den armen Teufel in die Kneipe geladen — er ſagte: Kramer, Kramer, du übſt diesmal die Wohlthat, um zum rothen Böslauer zu kommen! — — Nein, nein, ſagte ich, wir hätten uns ja wohl ſo auch erfriſcht, und unſerm Leib ſein Recht gethan; aber ich dachte mir, es wird den Alten freuen, wenn ein Paar ſtattliche Stadtherren (und das ſind wir doch, Raſpelmayer, was?) ſich ſeiner Geſellſchaft nicht ſchämen, und mit ihm an Einem Tiſche ſitzen. —

Der Bettelmann war auch ganz ſelig: er erzählte uns, wie er einmal ein Bauernhaus beſaß, wie er durch Unglück herabgekommen, und endlich den zentnerſchweren Bettlerſtab habe in die Hand nehmen müſſen; — er weinte über un-

sere Güte, der rothe Böslauer, in Begleitung mit unserm freundlichen Wesen, trieb ihm die Thränen in die Augen. Raspelmayer wußte den Alten besonders gut zu behandeln — Raspelmayer weiß es halt aber auch, was das sagen will: sein Brod betteln von Thür zu Thür, er hat es an sich selber genug erfahren.

Dem alten Bettler war sein Herz aufgegangen, er sagte uns, daß im Kloster doch die Hungrigen was zu essen kriegen alle Mittag, und daß da auch nicht einer ungespeist von dannen geht!

Das müssen wir dem alten vernagelten Pfohse erzählen; ob er das auch zum Aberglauben rechnet und zu die „dumme Faffenjeschichten." In seiner Heimath gibt es sicher keine solchen Freiplätze für hungrige Magen, wie wir in Oesterreich wenigstens noch etwelche haben, die uns die Aufklärung noch übrig gelassen. Wenn der Bettler im Kloster ißt — da braucht er nicht viel Complimente zu machen; er denkt sich: das ist unsers Herrgotten Tisch — und ich hab auch ein Recht darauf; die Klosterherren

lassen die alte Sitte nicht abkommen, und jeder vergönnt uns gern das Essen, und wenn gerade einer vorbei geht, so hat er noch eine Freude auch dazu, wenn es uns schmeckt, und wir gesättigt von dannen gehen.

Was für ein Glück, daß es auch Leute gibt, — die etwas haben, und die nicht verheirathet sind; wenn da jeder für Weib und Kinder sorgen müßte, da möchte es mit dem Bettlertisch herzlich schlecht ausschauen.

Das ist auch so eine Hauptleidenschaft von dem Pfohse, daß er alle Leute gern verheirathet sähe, und daß er über die Ehelosigkeit und das Klosterwesen schimpft ohne Unterlaß! — Ich sagte ihm jüngst: Seht, Pfohse, aus Euch redet nur der Neid; Ihr lamentirt selber oft, und sagt: mit Eurem Hausdrachen sei es nicht auszuhalten, und somit scheint Ihr andern die Drachenlosigkeit nicht zu vergönnen. — Schaut, Pfohse — wer so gegen die Ehelosigkeit donnern will, wie Ihr, der muß wenigstens bis über die Ohren in der ehelichen Glückseligkeit sitzen — sonst steht ihm sein Gepolter sehr übel an!

Als wir gestärkt waren, nahmen wir Abschied von dem alten armen Kerl und gingen über Allland im Walde zu Fuß weiter; wie waren wir so fröhlich und wohlgemuth. Der Pfohse hätte an unsere Erquickung im Wirthshaus wieder seine Aufklärungsmoral angeklempert und gesagt: „Seht, dieses Wallfahrten, da sitzen sie im Wirthshaus und trinken rothen Böslauer!“ und so wär' dann das unsinnige Geschimpf losgegangen. Als ob der Mensch, der einen Leib hat, nicht auch seines Leibes gedenken dürfte! und ob er hinwiederum, weil er seines Leibes gedenkt, nicht auch seines Geistes, des Gebets und der Buße gedenken sollte! — Als ob der Mensch sich nur ganz allein fürs Wirthshaus entscheiden sollte, und die Kirche nicht auch für ihn gebaut wäre, und ob die, welche einmal in die Kirche gehen, darnach auch außer der Kirche von der Luft leben und das Wirthshaus, das Haus der Erquickung, ganz und gar vermeiden sollten! — O, es gibt nichts Unsinnigeres und Dummeres, als die Anforderungen der Welt an einen halbwegs guten Christen — oder an einen

Menſchen, der ſich etwas beſtrebt, ein ſolcher guter Chriſt zu werden. — Es gehört mit zur Dummheit der Welt: daß ſie gar nicht begreifen kann, wie man erſt um ſo fröhlicher und wohlgemuther wird, je mehr man am Gebot des Herrn ſeine Freude hat. — Da meinen die Blöden — man müſſe den Kopf hängen laſſen, man dürfe nicht lachen — man müſſe ſchleichen und leiſe auftreten, wie die Seiltänzerdirne bei dem Eiertanz, und man müſſe mukeriſches Weſen an ſich haben! — — Weit gefehlt, meine Herren, ſehr weit gefehlt! So läßt z. B. unſer Herr Gott den Wein nicht nur für die Heiden und ſchlechten Chriſten wachſen, nein er läßt ihn auch für die guten wachſen, und der David hat nicht umſonſt geſagt: „Der Wein erfreut des Menſchen Herz.“ Die Freudigkeit darf freilich nicht in die gewiſſe Exaltation ausarten, wie es einem mir ſehr gut bekannten Herrn in früherer Zeit leider öfter begegnet iſt*) — aber heiter und fröhlich kann man jedenfalls ſein in

*) Hier meint ſich Kramer offenbar ſelbſt.

Zucht und Ehren, und das ist noch keine Sünde!

Aber Euch schlechten Christen den Wein allein lassen; das geschieht nicht — ich hab' auch in St. Pauli Briefen nichts von einem solchen Gebot gefunden.

Curios, so oft ich bei meinem Tagbuch sitz' und was schreib', da kommt mir auch immer der Pfohse mit seinen Orakeleien und Aufklärungsversuchen in den Sinn, er repräsentirt aber auch die Schofelweisheit des Zeitungswesens! Als ich ihm jüngst aus der Bibel was citirte, sagte er: Wie — Ihr wagt es, die Bibel zu lesen? Hat der Papst sie Euch nicht verboten?

Ich sagte: nein, dieses weniger; bei uns heißt es nur: Es soll sich nicht Jeder aus der Bibel seine Religion machen, weil wir die Kirche haben, die uns die Bibel erklärt. — Aber das hilft nichts: der Pfohse schreit doch immer: Ihr dürft keine Bibel lesen! Was er einmal im Kopf hat, das geht nicht mehr heraus, und rasselt wie die Körner in einem eingedorrten Plutzer (Kürbis) d'rin herum. Nun sollte man aber

glauben, der Pfohse wisse die Bibel in- und auswendig. — Nein, dieses nicht; er weiß sehr wenig davon — ist aber zufrieden, daß er das Recht der freien Forschung hat! — Wenn er einmal mehr Zeit hat und weniger Klempiéarbeit, dann wird er sich darüber machen, sagte er: ich erwiderte: „Dann kanns angehen, ich werde mich auf die Seite stellen, daß mir nichts geschieht.“

Es gibt doch keinen bedauernswertheren Unsinn, als den, die Bibel kann sich Jeder selber auslegen! — Denn es gibt auch keinen bedauernswerthen Unsinn, der nicht aus obigem Grundunsinn herausgekommen wäre! Doch für heut' genug. Das hab' ich geschrieben in der Herberge zu Altenmarkt, wo ich und mein vortrefflicher Freund Raspelmayer Nachtlager nahmen. Raspelmayer schläft bereits, ich hör' ihn aus dem Zimmerchen nebenan bis herüber schnarchen. Der Mond bescheint die grünen Hügel ringsum. — Oesterreich ist halt doch ein prächtiges Land, bei Sonne und Mond, bei Tag und Nacht! Es ist, meiner Seel ein Land für fröhliche Leute; die

ganze Natur lacht einem an mit ihrem Zauber, und hat man ein gutes Gewiſſen, Geſundheit und zu eſſen und zu trinken, ſo kann man ſich herzlich freuen; gute Nacht auch für Euch, Ihr Kumpane in Wien, auch für Dich Pfohſe — wenn Du auch meinſt, wir ſeien bereits Opfer „des finſterſten Abergloobens!“ — Wenn unſer Herr Gott mit den Verkehrtheiten und Wunderlichkeiten, mit dem Gezerre und Geplärre ſeiner verſchiedenen Koſtkinder auf Erden Geduld und Nachſicht hat — warum ſollen wir Menſchen nicht ebenfalls Geduld und Nachſicht haben? Möge unſer Herr Gott dem Pfohſe und allen Pfohſianern ihren Irrthum verzeihen und ihnen einmal das rechte Licht leuchten laſſen. (Das der Abendſegen im Tagebuch!)

Altenmarkt. Der Morgen iſt angebrochen und die Sonne lacht ſo lieblich beim Fenſter herein. Herrlich ſtehen die Saaten da, und geſtern ſah ich unten in der Wirthsſtube einen Kornhändler, der viel eingekauft, bittere Geſichter

schneiden. O, könnt' ich nur allen diesen raubsüchtigen Geiern Disteln wünschen, statt dem gehofften Gewinn. Die vollen Aehren, welche sich niedersenken, dünken dem Kornwucherer, der auf ein schlechtes Jahr speculirt hat, wie Köpfe mit höhnischen Gesichtern, die ihn verspotten und auslachen.

In der Ferne zeigt sich im Thal ein großes Gebäude, das einstmalige Kloster Klein-Maria-Zell. Ich möchte es doch so recht wissen, was diese Gegend gewonnen hat, und um wie viel es den Leuten hier besser geht — seit Klein-Maria-Zell kein Kloster mehr ist — seit es aufgehoben worden ist — es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht vorbei, wobei Jedermann — Tagedieb sein konnte nach seinem Vergnügen, es durfte aber kein Mensch sich die Freiheit herausnehmen, ihn einen solchen zu schelten, wenn er auch ein wirklicher und wahrer Tagedieb gewesen ist durch und durch. — In dieser nämlichen Zeit aber sollten sich nirgends Menschen mit rechtlichem, ihnen gehörigen Vermögen zusammenfinden, um zu beten, Gottesdienst zu halten, Arme zu speisen und zu

trösten, zu predigen und zu lehren, zu studiren und Andere zu unterrichten. Das war gefehlt; die das zu thun wagten, wurden in Schriften und öffentlichen Blättern als Tagediebe gebraudmarkt; kein Mensch durfte ihrer sich annehmen, sie durften sich keiner Rechtswohlthat erfreuen, es wurde ihnen kein Schutz gewährt — sie mußten Verfolgung leiden, — wie jener, der sie gesandt hat und der zu ihnen sprach: „Sie werden Euch verfolgen, wie sie mich verfolgt haben und auch den Jüngern wird es wie ihrem Meister gehen!“ — Mir blutet das Herz, will sagen, mir thut es herzlich weh, wenn ich so ein verödetes, verarmtes Gebäude sehe; in dem nun kein Gebet mehr gehört wird, kein Orgelklang mehr tönt — an dem nun selbst der Bettelmann mit einem Fluche im Herzen vorüberzieht, weil die Freistätte für seinen Hunger in Ruinen zerfallen ist; freilich sieht er jetzt (wie Pfohse und die Pfohsianer sagen würden) keinen „dicken Mönch“ mehr am Fenster, sondern höchstens hungernde Fabrikarbeiter, oder blasse Sträflinge — aber ihm wär' der dicke Mönch

gewiß lieber, wenn er wieder was zu ſchnabuliren kriegte, als die gegenwärtigen Hungerleider, die ſelber nichts haben und nichts geben können. Und wenn früher ein armes Bauernbüblein ein Talent in der Schule gezeigt hat, ſo hat der eine oder der andere dieſer verrufenen Mönche auf den Buben aufmerkſam gemacht, und ſie haben ihn ins Kloſter genommen, und haben ihm was rechtes gelernt — und es iſt in der Folge etwas aus ihm geworden — wie viele tauſend arme Teufel verdankten ſo den Klöſtern ihr Glück, jetzt nimmt ſich keine Katze mehr um ſo ein Büblein an — es kann ſein Talent hinterm Pflug verdampfen! —

Was wär denn aus mir geworden, wenn ſich der Pfarrer in Dreieichen in meinem Geburtsort meiner nicht angenommen hätt'? Mein Vater, ein Kleinhäusler, ſtarb als ich ein Kind war, meine Mutter war ein armes verlaſſenes Weib — ich verkrümmt, ſchwach, zur Arbeit der Hände unfähig. Da lernte ich nun ſingen und der Pfarrer, ein Benediktiner von Altenburg, brachte mich in's Kloſter als Singknab' — ich

ſtudirte dort ein Paar Schulen und wurde zu Horn am Gymnaſium geprüft — und wär' ich nicht ſo dumm geweſen, und hätt' mich ſo geſchwind zur Pulverſchreiberei nach Berghoffen einfädeln laſſen — um nur bald ſelbſtſtändig mein Brod mir verdienen zu können, ſo hätt' ich weiter ſtudirt, und wäre vielleicht ein Advokat oder ein Medicus geworden! — Aber das iſt meine Schuld, — und hätt' ſich der Pfarrer von Dreieichen meiner nicht angenommen, ſo ging ich vielleicht gar betteln! — Aber ſo ſind wir Menſchen, nie zufrieden, immer ſpeculiren, wie weit wir es hätten bringen können; nie danken wir Gott für das, was wir haben, und nie denken wir daran, wie Tauſende froh wären, wenn ſie es wenigſtens ſo hätten, wie wir es haben! — Was will ich denn mehr; ich hab' meine Nahrung und meine Kleidung — ich hab' meine Unterhaltung und meinen obligaten Zank, der mir ſehr zuſagt und meine Lebensgeiſter erquickt; und ich hab', was über alles geht — ein gutes Gewiſſen, und glaube feſt, daß einmal Gericht gehalten wird über jeden Menſchen, und vertraue

auf Gottes Barmherzigkeit! Was hätt' ich nun, wenn ich ein Advocat oder Doctor der Rechte wäre? — Vielleicht hätt' ich mich doch zu was Unredlichem bisweilen gebrauchen lassen, vielleicht hätte das glänzende Gold meine Sinne geblendet; und ich säße da mit Unrecht auf meiner Seele und mit Unfrieden in meinem Herzen — und würde mir meine Gewissensbisse auszureden suchen — und sagen: „Was kann mir geschehen? Bah! nach dem Tod ist's aus! Einstiges Gericht, Rechenschaft vor Gott? Nichts, alte Katechismusgeschichten, Schrecken für die Kinderstube!!" So suchen sich alle die, bei denen es im Gewissen nicht sauber ist, die Vorwürfe mit dem Besen spöttischen Unglaubens herauszufegen. — Aber es geht nicht, es hilft alles nichts! Wirft man den Glauben und die Gottesfurcht vorn hinaus, so kommen sie beim Hinterpförtlein wieder herein! Da kommen dann die Gedanken: „Wie, wenn es aber doch wahr wäre, wenn doch was daran wäre? Und wenn Gott doch existirte, und einst Rechenschaft forderte?" — Und wo ist denn der Ungläubige, der diesen Fragen aus-

weichen kann? Wie Kleppendisteln mit ihren feinen Häklein am Gewand sich festhängen, so hängen sich alle diese Fragezeichen in's Herz desjenigen, der aus gewissen Ursachen, Gott und Kirche — Gericht und Erlösung aus sich hinausexpediren will! — — und dann sieht man den Leuten an ihren Gesichtern zumeist den innerlichen Verfall an.

Lilienfeld. Abends. Heut' haben wir ein Wäglein genommen und sind d'rauf losgefahren. Unsere Gebeine sind doch schon zu alt, und ich, da ich meine meiste Lebenszeit vor dem Tintentiegel versessen habe, bin das Laufen nicht gewohnt. Was für ein herrlicher Weg durch Gärten und Wälder! Was für friedliche Hütten mit Rindern und Ziegen; alles so idyllisch und noch viel schöner als es der alte Voß in seiner Louise beschrieben hat. — Unschuldiger Aepfelmost wird hier für ein wenig Kreuzer in bauchigen Krügen credenzt! Ich lieb' ihn, den Aepfelmost, weil er ein demüthiger, zufriedener

Geist ist — der nicht, gleich dem Weine, die höchste und beste Wohnung im Menschen — den Kopf bezieht, und im Gehirn seinen Rumor und Spuk treibt. Heute sahen wir böhmische und slowakische Prozessionen nach Maria-Zell an uns vorüberziehen! Wie andächtig beten und singen diese Leute, wie ärmlich leben sie und doch, was für eine Freude glänzt auf ihren Gesichtern, daß sie ihrer Plackereien zu Hause auf eine oder ein Paar Wochen ledig — der Buße und dem Gebet leben können! — Der alte Raspelmayer sagte zu mir: „Schau, Kramer, gegenüber diesen Leuten, scheint mir, nehmen wir uns ziemlich elend aus! Strapazen dulden wir sehr wenig; ist uns das Gehen zuwider, so fahren wir, wir sind nicht unmäßig in Speis und Trank, aber abgehen lassen wir uns auch nichts — und das anhaltende Beten, wie es diese Leute thun, dünkt unsern phantastischen Gedankensprüngen, unserer Plaudersucht, unserem Austausch von Beobachtungen eine Unmöglichkeit! Wir athmen die Bergluft so fröhlich und freudig ein, und uns ist diese Reise mehr Erquickung als Buße!“

Ja, sagte ich, die Slowaken aus Ungarn und diese Böhmen sind ein einfaches und frommes Volk; ihnen ist das Bedürfniß des ewigen Gedankenschachers, des endlosen Plauderns und Kundmachens sämmtlicher im Herzen auftauchender Stimmungen und Verstimmungen fremd. Warum sollen wir aber nicht die Bergluft in Heiterkeit einathmen? Glaubst du, Raspelmayer, unser Herrgott hätt' eine größere Freud' an uns, wenn wir eine sumpfige verpestete Luft einathmeten? Gerade soll man bei einer Wallfahrt auch eine Freude haben, und den Jubel der Natur, die den Herrn lobt, verstehen lernen. Für wen singen denn alle Vögel in den Zweigen? Sie sind doch nicht mehr als eine Orgel mit vielen Pfeiflein zu unserm Lobgesang! Sie kennen keinen Schöpfer und Gott — sie sind Naturwesen ohne Geist, nur in Selbsterhaltung bewegt sich ihr enger kleiner Gedankenkreis, dem im Instinct seine Naturwege angewiesen sind! — — Sie sind um unsertwillen da — und wenn sie so ringsum jubiliren, so gießen sie Freude in unser Ohr, und die Blüthensträuche

senden Weihrauchdüfte ringsum, und alles weckt in uns die Andacht, daß wir in der rechten Stimmung dorthin kommen, wo seit Jahrhunderten die heilige Jungfrau und Mutter, die begnadigte und benedeite, von Millionen Gläubigen verehrt wird, wo ihr von Millionen Zungen Loblieder erschollen sind. — Wie tröstlich und versöhnend tönten die Abendglocken zum Ave Maria aus der Ferne! Sie bringen Versöhnung in die Todeswehen der Natur — die sich in der sinkenden Sonne abspiegeln, und so möge es auch aus unsern Herzen am Lebensabend wie Avegeläute heraufönen: „Maria bitte für uns, jetzt und in der Stunde unsers Absterbens. Amen.

Morgens sind wir in die alte Stiftskirche gegangen. Das Cistercienserkloster, welches heute noch besteht, stiftete Leopold VII., der Glorreiche, einer der edelsten Zweige am alten Stamm der Babenberger. Der Stiftbrief wurde im Jahre 1202 ausgestellt. Im Presbyterium vor

dem Hochaltar steht der Sarg des Stifters. Da sind wir lange Zeit gestanden, ich und der Raspelmayer, und jeder hat sich da wieder sein Theil gedacht. Ein Mensch, der sich bei dem Grabe eines großen Fürsten, der vor Jahrhunderten gestorben ist, nicht seine unterschieblichen Gedanken machen kann, und den da nicht allerhand Phantasien anwandeln, der da nicht ernsthaft gestimmt wird, der soll sich unter den Hottentotten einschreiben lassen. Als ich noch in Berghoffen Pulverschreiber war, habe ich viel Oesterreichische Geschichte gelesen, das kommt mir jetzt sehr gut zu Statten, ich kann dem alten Raspelmayer Auskunft geben, und bilde mir nicht wenig ein, wenn er mir aufmerksam zuhört und am Ende sagt: „Kramer! schau, schau, wer hätte das in Dir gesucht; Du könntest ja heute ein Professor werden und einen Lehrstuhl besteigen!“ — „O ja“, sagte ich darauf — „dazu gehört aber vor allem Verschwägerung oder Verwandtschaft mit andern Professoren oder irgend eine Protektion; und wenn ich mich auch im Wissen mit manchem Professor nicht messen

könnte — in der Unwissenheit würde ich mich sicher mit vielen messen!“ Die Weltgeschichte ist eben nicht die starke Seite Raspelmayers, dafür bildet er sich desto mehr auf Philosophie ein. In seinem Tagebuch, das er mir zu lesen gegeben, da klingt es oft so philosophisch, daß einem ordentlich die Ohren davon sausen.

Da lag er vor uns, der glorreiche Leopold; ein Häuflein Gebeine; er verstand das Leben so wie wir es in unserm Kreis und nach unserm Maßstab verstehen, ich und der Raspelmayer. Leopold war ein lustiger Herr und den weltlichen Freuden nicht abhold, insoweit sie nicht gegen die Tafeln Mosis verstoßen, und das halten wir auch accurat so, ich und der Raspelmayer; und nebenbei wußte er auch Gott zu geben was Gottes ist; das wollen wir nun auch thun, ich und der Raspelmayer, dann und wann bleibt es freilich nur beim guten Willen.

Dieser da vor uns liegende Leopoldus hat die Stadt Wien zuerst mit einem Mauergürtel säuberlich eingeschlossen, um witzigen Einfällen

seiner Feinde von Osten her zuvorzukommen. Auch die Wienerneustadt am Rand des Ungarlandes hat er gebaut — somit haben in dem bleichen Schädel, der da im schwarzen Steinsarg liegt, allerhand strategische Gedanken über Befestigungskunst und Kriegführung seiner Zeit ihr gährendes Spiel getrieben. Im Frankenland und im Ungarland hat er sich als Held erprobt, beim Kreuzzug hat er den festen Thurm von Damiette erobert und sah Oesterreichs Banner darauf im goldigen Sonnenschein schimmern; den Templern und den deutschen Herren hat er für ihre Kämpfe im heiligen Lande reiche Gaben zugewendet. Die schöne Tochter aus dem griechischen Kaiserhause der Comnenen war seine Gemahlin. Was für eine Betrübniß mag im Herzen dieses Fürsten eingezogen sein, als seine Freude und seine Hoffnung, sein Lieblingskind verunglückte. Auf den alten sogenannten Klosterneuburgischen Geschichtstafeln ist der Todesfall in kurzen traurigen Worten wörtlich also angegeben:

„Leopold das Kind ain schöner, wohlgestalter junger Knab bei 9 Jaren Herrn Leopolds des

Ernreichen Herzogen zu Oestreich und Steier, erstgeborner Sun ging gen Schul zu Closter-Neuburg. Und auf ein Zeit ward der benannt Leopold von seinem Schul-Maister geweiset in ain Baumgarten daselbs zu Neuburg, und aus Unfleis des Schulmaisters stayg der bemelt Knab auf ain Spenlingbaum und fiel sich ab demselben Baum zu tod — den sain vatter vast (sehr) blaget (betrauert) von seiner Tugent wegen, und ward von Herzog Leopolden seinen Vater gar ersamblich bestattet zu der Erden in dem Kloster zu Closter-Neuburg."

Bei einer Fürstenversammlung zu Würzburg im Jahre 1209 hielt Leopold eine Rede, die noch heutigen Tages zum Theil vorhanden. Er wußte mit seinen Anträgen siegreich durchzudringen. Die Geschichtschreiber seiner Zeit rühmen ihn alle als einen wissenschaftlichen und mit Geistesfähigkeiten sehr begabten Mann. — Als er einst von Rom, wohin er als Friedensvermittler gegangen war, wieder in sein Land ziehen wollte, ereilte ihn der Tod zu St. Germano. Nach seinem letzten Willen wurde sein Gebein in das von ihm ge-

stiftete Lilienfeld gebracht. Hier ruht er nun ungestört über 600 Jahre lang, seit er im Jahre 1230 den letzten Einzug auf der Bahre mit schwarzen Tüchern behängt in sein Lieblingshaus gehalten. Da hat nun dies bewegte Herz, dies thätige, unstätige Leben, seine Grabesruhe gefunden. Die Wienerstadt verdankt ihm das geschriebene Stadtrecht, zu dessen Anfang er selbst die Worte setzte: „Die Ehre und Glorie des Fürsten verbreitet sich durch den Frieden und den Wohlstand der Unterthanen. Der Name des Herrschers wird heilig der Nachwelt, wenn Milde der Hauptzug seines Herzens und Rechtsinn der Schirm der Bürger war. Durch Erfindung weiser Gesetze und Bestätigung guter Gewohnheiten kann man Zeit und Seligkeit bei Gott gewinnen.“ Die Wiener Bürger wurden unter seiner Regierung so reich, daß sie das Gold nicht mehr zählten, sondern es nach Schüsseln rechneten, wie das Korn nach dem Metzen. Als Richter in Streitsachen wurden 24 ehrliche Bürger unter dem Namen Rathsmänner gewählt. Die Kaufleute aus Passau, Regensburg und Schwaben

mußten ihre Waaren, ehe ſie dieſelben nach Ungarn führten, in Wien vorerſt feilbieten.

Leopold kämpfte gegen die Secte der Albigenſer im ſüdlichen Frankreich und gegen die Mauren in Spanien und wallfahrtete bei dieſer Gelegenheit zum Grab des heiligen Jacob in Compoſtella. Dahier iſt nun nach der Lebenswallfahrt der müde Pilger im Hafen eingelaufen. Kaiſer Friedrich II., der Hohenſtaufe, wollte noch, daß Oeſterreich und Steiermark zu einem Königreich vereinigt würden, und der goldene Reifen der Krone ſollte Leopolds Haupt zieren. Was für ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen den Mauſoleen, den heidniſchen, großartig und mit Aufwand gebauten Grabmälern, zwiſchen den mächtigen Pyramiden, die als Königsgruften gedient haben und zwiſchen den geſtifteten Grabſtätten chriſtlicher Fürſten im verſchrienen Mittelalter! So ein Fürſt ſtiftete ein Kloſter, da ſollte für ewige Zeiten gebetet werden, da ſollte gelehrt werden durch Wort und That — das ſollte eine Zufluchtsſtätte ſein für die Armuth, eine Schule für die Jugend, ein ewiger Strom der Gnaden

und der Lehre für alle, die ringsherum wohnen, ein Segen fürs Land. Ein heiliger Act fortdauernder Nächstenliebe knüpfte sich an das Grabmal des Fürsten — der Gedanke ist heilig, großartig, er ist eines Fürsten würdig.

Wir traten aus der Kirche heraus, nachdem wir gebetet und betrachtet, die Sonne sah so prächtig über die Berge herüber, die Luft wehte rein und frisch, und wie ich den Raspelmayer so ansah, weil er eine Zeitlang schweigend neben mir gegangen, so blitzten ein paar Thränen in den Augen des alten Burschen. Ich machte darüber gar keine Erwähnung, weil ich weiß, daß es ihm so lieber ist, ich weiß aber was diese Thränen bedeuten. Wenn er sich so recht wohl fühlt unter Gottes freiem Himmel, da fällt es ihm zumeist ein, wie gut es ihm geworden, daß ihm unser Herrgott ein sorgenfreis Alter geschenkt hat, daß er ihn vom Geigenbettler zum wohlhabenden Mann gemacht hat, und da überwältigt der Dank gegen Gott sein Gemüth und Thränen sind die stummen Boten seines tiefbewegten Herzens. O es ist ein prächtiger, alter

Kerl, dieſer Raſpelmayer, er erbaut mich und hat mir durch ſein Beiſpiel der Sanftmuth und wahren Herzensgüte ſchon viel von meiner Härte und Splitterrichterei und unverſieglichen Läſterſucht und Schimpfſeligkeit genommen.

Wir gingen in unſere Herberge, wo wir uns ein Wäglein beſtellt — und nahmen ein Frühſtück — was für ein Staunen ergriff uns — der Pfohſe, der Großſchimpfer des Reichs, hatte ſich vorgenommen uns nachzureiſen, uns in Mariazell zu überraſchen, uns in unſerer „Finſterniß" zu ſehen, und ſonſt noch an allem „Wallfahrtsaberglooben," wie er es mit ſeinem aufgeblähten Froſchmaul immer nennt, ſich zu ergötzen! Der Pfohſe war da! Wenn der alte Raſpelmayer gern andächtig ſein möcht, da will er ungeſtört ſein — da iſt ihm aller Zank und alles blöde Geſchrei in die Seele hinein zuwider; daß nun ein ſcharfer Tanz mit unſerm Wirthshausſpecies von Wien her — losgehen wird, das war vorauszuſehen. Mich für mein Theil erquickte die Anweſenheit des Klämpners, das Streiten und Polemiſiren gegen Pfohſe iſt

mir lauteres Vergnügen, denn ich durchschaue den Pfohse, und weiß wo ich hinauftreten muß, daß er es gespürt. Ich fragte: Was bringt denn Euch her, Pfohse — von wegen des Schimpfens seid Ihr doch nicht allein gekommen, und aus Freundschaft für uns seid Ihr doch auch nicht gekommen, denn ob Ihr uns so überhaupt eine Freude macht, das konntet Ihr nicht wissen? Nun sagte der Pfohse, vor allem Andern wollt ich auch Mal die schöne Natur genießen, und mir alle den Spektakel mitanschauen. —

Und, setzte ich hinzu, Gott danken für die Gabe der großen Aufklärung, der Erhabenheit über das Volk, das da betet und singt, und es noch nicht so weit gebracht hat, wie Ihr es gebracht habt — die Ihr bald an gar nichts mehr glauben werdet als an den Heurigen, der aus dem großen Stutzenglas blinkt. Hört mich an, Pfohse, wir haben nichts dagegen, daß Ihr mit uns geht, daß wir mitsammen fahren und mitsammen wohnen, es hat mich sogar im ersten Augenblick gefreut als ich Euch jetzt gesehen, aber eins müßt Ihr mir versprechen: Ihr könnt Bemerkungen machen nach

Belieben — aber nicht auf Wirthshausmanier, ſonſt bringt Ihr meinen lieben Raſpelmayer aus ſeinem Seelenfrieden, denn ihm iſt das Geſchimpf und blöde Geſpucke läſtig — ſondern Ihr müßt manierlich reden und dürft nicht flegelhaft werden, und auch will ich mich zuſammennehmen ſo viel als möglich — und ſo werden wir uns, hoff' ich zu Gott, verſtändigen.

Da fuhren wir nun hin an der Traiſen, ein breiter, tiefer, pfeilſchneller Gebirgsfluß, voll geſchäftiger ebenſo pfeilſchneller Forellen, in deren weißem Fleiſch der geronnene Schnee, wie er von den alten Bergrieſen niederſtrömt, wieder kryſtalliſirt zu ſein ſcheint. Was iſt dieſe Traiſen für ein herrlicher Fluß! wie eine arbeitſame, kräftige, Tag und Nacht über regſame, unermüdliche Magd weiß dieſe Traiſen zu ſchaffen und ſcheuern, hier treibt ſie ein tobendes Hammerwerk, dort eine Senſenſchmiede, weiter eine Gypsmühle, da eine Gewehrfabrik, weiter einen Eiſendrahtzug oder eine Sägemühle — und da wird geſtampft, gebohrt, polirt, geſtoßen, gehämmert, gelärmt und getobt Tag und Nacht, Jahraus,

Jahrein, daß es von den Felsenmauern der Berge wiederhallt. Sie ist wie ein dem Menschen dienstbarer Naturkobold, der des Arbeitens nicht müde wird, und eine Freude daran hat, je mehr es zu schaffen gibt.

Zu Türnitz kamen wir in die Glashütte,*) da war Pfohse an seinem Ort, das interessirte ihn über die Maßen. Er nahm sich vor, selber mit dem durstigen Oden einen großen Glasstutzen zu blasen und ihn als Andenken mit nach Hause zu nehmen. Ich sagte ihm, als er hineinblies ins Rohr und die Feuerkugel sich immer mehr und mehr dehnte und auseinanderspann: „Gut geblasen, Pfohse, Ihr blast mit der Andacht eines durch seine Musik selbst bis zu Thränen gerührten Flötenspielers; wahrscheinlich schweben Euch schon vor der Phantasie die Fluthen von Heurigem, den Ihr durch Vermittlung dieses Gefäßes zu verarbeiten gedenket!"

Pfohse machte dabei ein erstaunlich gewichtiges ernsthaftes Gesicht, die Stirnadern schwol-

*) Dieselbe ist seit Jahren eingegangen.

len ihm auf, und er saß gewiß schon im Geist beim Löffel in der Vorstadt Schottenfeld, und machte Gebrauch von der Arbeit seines Odems, von dem Werk seiner Verblasenheit — von dem selbst fabrizirten Weinstutzen, er erquickte sich schon im Hinblick auf die vielen kräftigen Züge, die er aus diesem Pokal machen wird in den fröhlichen Stunden unseres Abendkränzchens. Von da ging es nun so ziemlich ruhig und bescheiden fort bis wir unter eine Felsenmauer zu einer Hütte aus Holzbalken kamen, in der ein alter Kamerad saß, der sich mit einem Einsiedlergewand angethan hat, und kleine Fläschchen mit Rosoglio verkauft — zur Herzstärkung der Reisenden — und zur Erhaltung seines eigenen Lebens.

„Nun", dacht ich mir gleich, als ich den schlampichten Einsiedler sah — „nun kann's losgehen, das ist wieder was für Pfohse; der Eremit mit sammt seiner romantischen Schnapsbude wird der katholischen Kirche aufgeladen werden, und Pfohse wird „Aberglooben, Unsinn, Verdummung, Verfinsterung" nur regnen lassen."

So kam es auch. Der Eremit wurde Veranlassung über Mönchswesen, über Verdummung, über egyptische Finsterniß loszulegen; und es war nun nichts anders zu thun, als den Pfohse athemlos werden zu lassen, er mußte eben auslaufen, wie das aufgezogene Räderwerk eines Automaten, das nicht eher zum Stillstand kommt, als bis die Federkraft erstorben ist. Dann fing ich an und sprach ungefähr also: „Seht, Pfohse — dieser Branntwein-Eremit mit seinem einsiedlerischen Schnapsladen kommt mir selber unendlich komisch vor", und es zuckte mich in den Mundwinkeln als ich sah, mit was für einer erstaunlichen Salbung er den gewässerten und gefärbten Spiritus, den abgeschwächten Zwetschgenbranntwein in den kleinen gelben Fläschchen, die er „Angsterln" nennt, über seine Verkaufsbude hinreicht, „aber was hat denn mit diesem in Frage stehenden Rosoglio- und Slibowitz-, wie auch sonstigen Geister-Brenner die katholische Kirche zu thun?" — „Ja", polterte Pfohse weiter: „Er ist offenbar ein Mönch, er hat ein braunes Mönchsgewand an, und hat zur Be-

reicherung der Mönche diese Einsiedlerbude aufgeschlagen, und warum sieht man dieser Sache zu, man würde sie sicherlich nicht dulden, wenn man damit nicht einverstanden wäre." —

Ich sagte: „Wer kann es dem armen alten Branntweiner verwehren, wenn er zur Verklärung seines Kümmelhandels ein langes rauhes Gewand anzieht? — Vier Monate kann er den Handel nur treiben und acht Monate ist er verschneit — und muß von den vier Monaten leben, vergönnt ihm sein kleines Verdienst — und hört doch einmal auf gar so ungeheuer geschwollen in die Welt hinein zu plaudern*)."

Wie großartig und erhaben wird da auf einmal die Natur! selbst Pfohse mit seinem Unsinn vermochte mir den Anblick der Gegend nicht zu verderben. Ungeheure Bergrieſen sitzen da um Maria-Zell herum wie graue Mönche mit weißen Schneehäuptern, die im Chore Loblieder

*) Er ist nun schon längst nicht mehr da, der arme Einsiedel; sein Geschäft ist mit seinem Leben eingegangen, seine Hütte mit seinem Leib zerfallen.

singen auf die seligste Jungfrau, und die weißen Felsenwände hie und da mit hochschaftigen oben kugelförmigen Fichten bewachsen, sahen aus wie Choralbücher mit den großen Notenzeichen. Wir kamen an einen Berg, den Wallfahrern unter dem Namen: „Spreizerlberg" bekannt; eine riesige Felsenwand, die unten einige Schuh tief nach innen ausgehöhlt ist, wird nämlich seit undenklichen Zeiten mit kleinen Stäben, Zweigen und Holzstengelchen in der Weise besteckt — als ob diese Holzgegenstände als Stützen (Spreizen) des Berges da wären. Das ganze scheint mir eine Art Volkswitz auf die Wichtigthuerei der Unbedeutendheit — wie es auch manche Menschen gibt, die meinen — wenn sie nicht auf der Welt wären, so ginge es nicht mehr zusammen, — sie sind die Träger und Stützen ihres ganzen Lebenskreises, ihres Städtleins, ihres Dorfes. — Das erinnert mich an eine alte Frau, deren Ehegemahl durch 50 Jahre erster Kanzellist auf dem Rathhause des Marktes P. bei Wien war. Als nämlich besagter Ehegemahl, den seine Frau für den Träger des gesammten Gemeindewohls,

für den einzigen Wisser sämmtlicher Aktenstücke, für den einzig sichern Rathgeber bei allen möglichen Protokollsaufsuchungen hielt, dieweil ihr dieser Gemahl wahrscheinlich durch 50 Jahre unendlich viel von der Erhabenheit seiner Würde und der Unentbehrlichkeit seines Daseins und der Wichtigkeit seiner Pflichten vorgeschwätzt haben mag — als besagter Gemahl mit Tod abging, sprach seine Frau: „Ich für mein Theil werde den Verlust meines geliebten Alten noch verschmerzen können — was aber die auf dem Rathhaus droben anfangen werden, das weiß ich nicht, denen bleibt nichts anders übrig als die Kanzlei zuzusperren!“

Aber trotz dieser tragischen Prophezeiung wurde das Rathhaus nicht zugesperrt — es steht noch offen bis auf den heutigen Tag — und es wird ununterbrochen fortprotokollirt und geschrieben ohne Unterlaß, und es sitzt jetzt eine andere Dintenspinne im Netz des alten Kanzellisten, und spinnt unermüdlich fort ihre Nummern Jahr aus Jahr ein, und es strömt fort und fort der schwarze Tintenquell und es kratzen die

dern im Kampf mit seines Gleichen gefallen — und zufällig auf dem Streifzuge von Jägerjungen aufgefunden wurde. So haben diese Thiere nicht genug an dem äußern Feind, sie richten sich auch unter sich selbst zu Grunde. Eine schöne Lehre für uns Menschenkinder. Ehe man noch zur Kirche kommt findet man eine Kapelle mit der sogenannten Mariataferl-Vorstellung — Christi Leichnam liegt im Schooße Mariens — beide Figuren in halber Lebensgröße sind aus Stein gehauen, aus der offenen Seitenwunde Christi strömt lebendiges Wasser, so daß der Brunnen eine symbolische Form ist und einem Altar gleich sieht. Mich rührte diese Vorstellung und den Raspelmayer auch! — Ist doch Christus der Herr die lebendige Lebensquelle in Gnade und Wahrheit — er allein weiß die Dürftigen wahrhaft zu erquicken. Pfohse fing auch hier an, seine Aufklärung und Bedauerniß über den Aberglauben auszupacken, und zu bejammern, „daß es Leute genug geben wird, die da meinen — dieses Wasser sei besser als ein anderes, und wer davon trinkt, der wird gesund werden, wenn

er krank ist;" und er rühmte sich, daß in Norddeutschland unter seinen Landsleuten solcher Aberglauben nicht zu finden sei. Da habe man schon auch allerhand schöne Brunnen, aber da läge Neptun, der römische Wassergott, und lasse das Wasser aus einem Krug laufen, oder kleine Götter halten einen Delphin, dem das Wasser aus den Nasenlöchern aufsteigt; oder Wassernymphen schütten aus großen Vasen den strömenden Quell heraus, und das sei alles höchst vernünftig! „Mythologie heißt man das!"

Darauf entgegnete ich ihm: „Seht, Klempner, was Ihr wieder für vernageltes Zeug zusammenredet, Ihr findet das Heidenthum in Eurer Aufklärung immer vernünftiger, als das Christenthum — und wollt doch dabei auch noch ein Christ sein; ich muß Euch nun einmal für allemal sagen, daß Ihr ein sehr miserabler Christ seid, weil Ihr in Eurem Hochmuth in alles hineinplärt — und gar nichts versteht! Heidnische Figuren geniren Euch nicht — und den römischen Soffgötzen Bachus haltet Ihr in Ehren alle Tage und heidnisches Bildwerk findet

Ihr vernünftig — aber Christliches soll sich im Bild nicht sehen lassen. Ihr redet immer vom Fortschritt. Ihr gehört aber 2000 Jahre zurück, und zwar in die Zeit zurück, wo die Leute noch die Köpfe voll Neptunusse und anderer Wassergötter gehabt haben — obwohl Ihr auch damals den Wassergöttern gewiß nicht besondere Ehren erwiesen hättet." — Was übrigens dieses abgeschmackte Heidenthum anbelangt, so haben die Süddeutschen und Katholiken derselben Eselei in der Kunst gehuldigt. Die Heiligen und geschichtlich denkwürdige Standbilder haben sie von den Brunnen und öffentlichen Plätzen weggeräumt, und dies liederliche Göttervolk, das sein Gewand im Leihhaus verpfändet zu haben scheint, den Leuten als Muster und Vorbild aufgestellt.

In Annaberg gingen wir in die Kirche. Pfohse mit seiner aufgeklärten Religion setzte sich in die Schenke und erlustrirte sich an Forellen, die hier so billig sind, wie in Wien die weißen Schneiderfischlein und die Gründlinge.*)

*) Das hat jetzt aufgehört — die Forellen auch hier sind zu einer theuren Luxusspeise geworden.

Als ich und Raspelmayer aus der Kirche kamen und nun ebenfalls an unsere Stärkung gedachten, da war Pfohse schon in seiner rosenfarbigen Laune — er sprach wieder von der Güte und Weisheit Gottes, und von der Schönheit der ganzen Natur, und vom großen Naturtempel mit dem blauen Sternenzelt; wenn aber Pfohse in seinen Naturtempel hineinkommt, da ist es ein sicheres Zeichen, daß ihm der Wein behagte, und daß er schon eine geraume Zeitlang „dem stillen Soff" sich hingegeben. Ich muß gestehen, mir ist der Bursche im angestochenen Zustand am allerliebsten, da wird er tolerant — er hört zu schimpfen auf — er redet gemüthlichen Unsinn, es zittern oft sogar Thränen der Rührung an seinen Wimpern, und er predigt allgemeine Menschenliebe! Ich sagte ihm auch: „wenn Ihr so Euer rechtes Maß habt, so kommt Ihr mir vor, wie eine schlechte Ausgabe Nathan des Weisen auf Löschpapier; denn Ihr redet wie die lebendige Theatertoleranz." Jetzt ließ er sich sogar alles von mir sagen, und bewunderte die Weisheit Gottes in Einem fort auf eine sehr

lächerliche Manier. Die rothen Tupfen auf dem knappen, enganliegenden blauen Forellenröcklein erregten sogar seine Bewunderung; und er behandelte die wichtige Lebensfrage, ob heißabgesottene Forellen, oder im Schmalz gebackene, oder in Essig und Oel bereitete schmackhafter seien; und von was für einer Qualität man am meisten verspeisen könne. Er entwickelte sogar etwas Bibelkenntniß, indem er uns erzählte, wie Gott die Fische am vierten Tage geschaffen — welche Bemerkung er schon für eine Art von aufgeklärter Andacht hielt — für eine Art Anerkennung der Schöpfermacht Gottes; so daß es den Anschein hatte, als sollte sich unser Herrgott dem Pfohse für die gütige Erinnerung an die Bibel besonders erkenntlich bezeigen.

Wir setzten uns wieder aufs Wäglein und fuhren weiter. Pfohse stieg diesmal so tief hinab in den Brunnen seines norddeutschen Gemüthes, daß er sogar Oesterreich zu loben anfing als ein herrliches Land, und er meinte, daß die großen Berge und die Felsenklüfte zur Abwechslung gar nicht übel seien.

Berlin, wo Pfohse als Geselle zuerst in Arbeit gestanden, durfte nicht angegriffen werden — es war der Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheit, aller künstlerischen Vollendung, alles Witzes und aller sonstigen Aufklärung. Ich machte einmal nach übermässigen Lobaufgüssen von Seite Pfohse's ein paar Reime auf die Spreestadt — aus Rache, weil er über Wien so schimpfte — und die Wiener gar so dumm und unzugänglich aller Aufklärung fand.

Ueber diese Blasphemie war Pfohse höchlich entrüstet — heute aber bemächtigte sich des Klempners eine so königliche Laune, daß er selber anfing, über Berlin Witze zu reißen, es war der Glanzpunct seiner Gemüthlichkeit, halb im Ernst halb im Scherz sagte er: „Seht Ihr, in Berlin ist der Sitz der Intelligenz — Aufklärung heißt man das — das weiß aber auch jeder, der in Berlin gelebt hat, und dort was gelernt hat — wo hätt' ich denn meine Aufklärung her, als von den Berlinerwerkstätten? Da wurde gehämmert den ganzen Tag, Schlag auf Schlag — und auch den ganzen Tag über Witze gemacht,

auch Schlag auf Schlag — da gab es Klempnergesellen, die so pfiffig waren, daß sie in andern Ländern als Professoren getaugt hätten; ich habe in jener Zeit viel profitirt durch stilles Zuhören. Erst in Wien fing ich zu reden an, als ich den Mangel aller Bildung in den Werkstätten sah — und als ich bemerkte, wie man nicht einmal die Intellijenz dem Namen nach kenne!

So ging es in Gemüthlichkeit fort bis wir zum Wienerbrückel kamen. Hier an der Grenze von Oesterreich und Steiermark ist es nun seit Jahrhunderten Sitte, daß diejenigen, welche zum ersten Mal nach Maria-Zell reisen, vom Fuhrmann mit einem ins Wasser getauchten Reisig bespritzt werden. Man nennt das die Mariazellertaufe, und es ist diese Ceremonie sicher von einem geistreichen Fuhrknecht erfunden worden, dem es alle seine andern Nachfolger mit großer Beharrlichkeit nachmachen, dieweil es nach der Wasserbesprengung auf ein kleines Trinkgeld für den Kutscher abgesehen ist.

Dieser Gebrauch hatte nun den Pfohse bald wieder in Harnisch gebracht — es ist seine Le-

bensaufgabe, allüberall Aberglauben und Finsterniß zu wittern; er meinte: hier sehe man es, die Finsterniß fange schon an hereinzubrechen.

Der Pfohfe war durch diese alberne, uralte Geschichte schon wieder ins kritische Fahrwasser gekommen. Er fing an sich darüber aufzuhalten, daß überhaupt Jemand nach Maria-Zell und nach irgend einem andern Wallfahrtsort gehe, um daselbst zu beten, ob man nicht überall beten könne? Ich entgegnete ihm: Nun, beten kann man freilich überall und wer kein Geld, keine Zeit und keine Lust hat, eine Wallfahrt zu machen, der braucht auch nicht zu gehen, denn es werden die Wallfahrten in keinem Kirchengebot eigens anempfohlen. Wie es aber Gnadenzeiten gibt — so kann es wohl auch Gnadenorte geben — Orte, wo Gott mit besonderer Innigkeit angebetet wird — Orte, die man eben besucht, um allen Weltgetriebes, aller Sorgen, aller Geschäftsgedanken, dem ganzen gewöhnlichen Lebenskreis auf eine Zeitlang entrückt zu werden — und zu gedenken, daß das ganze Leben auch nichts anders sein soll, als eine Pilgerfahrt zum ewigen Vater-

land, zum heiligen, ewigen Jerusalem; Orte endlich, an denen Gott für das besonders angelegentliche und eifrige Gebet auch besondere Gnaden in der Gebetserhöhung ertheilt.

Nachgeben darf nun Pfohse seiner Meinung nach niemals — er muß immer bei dem bleiben, was er gesagt hat — daß die Aufklärung erhalten, und seine hohe Meinung, die er von sich hat, in seinen eigenen Augen nicht beschädigt werde.

Nun dachte ich mir, ist es höchste Zeit, daß ich dem aufgeklärten Pfohse auch ein Stück Gelehrsamkeit von meiner Seite zeige, und ich sagte ihm bescheiden, was ich in freier Zeit und an Abenden in verschiedenen Büchern über Wallfahrten gelesen: wie schon in den ältesten Zeiten die Japanesen und Indier Wallfahrten unternahmen freilich im heidnischen Götzendienst, wie schon im Tempel des Aesculap zu Epidauris die Kranken nach wiedererlangter Gesundheit Votivtafeln aufgehangen, wie selbst Alexander der Große, der bekannteste Kriegsheld der alten Welt, in den Tempel des Jupiter Ammon wallfahrtete,

um mit ſammt ſeinem Kriegsheer den Beiſtand des Gottes Jupiter zu ſeinen Kriegsunternehmungen zu erlangen.

Das ſagte ich mit Vorbedacht zuerſt — und betrachtete mir den Pfohſe — in deſſen Mundwinkeln ſchon während meiner Worte ein ungeheures Siegesbewußtſein mit Hohn über meine Bornirtheit vermiſcht, zu ſpielen anfing. Ich wußte, was beiläufig kommen wird, und es kam auch.

Nun polterte Pfohſe: da habt Ihr Götzendienſt, Heidenthum! purer Götzendienſt, ſagt Ihrs doch ſelber, daß die Heiden die Wallfahrten erfunden haben, und daß ihr dieſe Götzendiener nur nachäfft! — —

Ruhig Pfohſe, ſagte ich, ruhig, ich bin noch nicht fertig. Was die Heiden gethan haben, iſt deßwegen noch nicht alles zu verwerfen. Sie haben geirrt, aber ſelbſt durch ihren Irrthum iſt der Lichtſtrahl der Wahrheit oft durchgebrochen, wie oft der Mond in der Nacht durch Wolkenriſſe leuchtet. Der Gedanke der Buße, der Verſöhnung der beleidigten Gottheit iſt auch in allen heidniſchen Religionen erſichtlich. Sollte der Ge-

danke der Buße deßhalb vielleicht ein ſchlechter, verwerflicher Gedanke ſein? Pfohſe, Ihr ſagt immer, Ihr ſeid ein aufgeklärter Bibelchriſt. Leſet nur einmal nach im zweiten Buch Moſis im 23. Hauptſtück. Da redet der Herr gegen den Götzendienſt und ſpricht zu den Juden über die Götzendiener: „Du ſollſt ihre Götter nicht anbeten, noch ihnen dienen, und ſollſt ihre Werke nicht thun, ſondern ſie zerſtören und ihre Bildſäulen zerbrechen.“

Ganz gut, ſagte Pfohſe, das iſt ja Waſſer auf meine Mühle!

Zeit gelaſſen, Pfohſe, jetzt kommt erſt das Waſſer auf meine Mühle. Im ſelbigen Hauptſtück wird von Gott dem Herrn den Juden auch befohlen, daß ſie dreimal im Jahre nach Jeruſalem reiſen, zum Feſt der ungeſäuerten Brode, zum Erntefeſte und am Ende des Jahres. Nun kann doch das Wallfahrten kein Götzendienſt ſein — denn es läßt ſich ja um Gottes willen nicht vorausſetzen, daß im ſelben Hauptſtück der Bibel, wo gegen den Götzendienſt ſo Vieles geredet wird — auch wieder zugleich der Götzendienſt an-

empfohlen werde? — Wie nun gleich in den ersten Zeiten der Christenheit die Wallfahrten nach den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus nach Rom, wie jene nach Jerusalem an die heilige Stätte des Leidens und Todes Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt begonnen haben, ist eine alte bekannte Sache! Darüber sind ganze Bücher von Geschichten und Beispielen vollgeschrieben.

Nachdem ich den Pfohse nun aus dieser Burg herausgetrieben, zog er sich in sein letztes Festungswerk zurück, und fing an, wie er es schon beim Löffel gethan, über die Dinge loszubrechen, die bei Wallfahrten oft geschehen, und erzählte Beispiele von Trunkenheit und anderen noch größeren Unsittlichkeiten! —

Wegen des Trunkes, sagte ich dem Pfohse — da sollt Ihr ganz geschämig schweigen, denn ich hab schon gar oft gesehen, daß Ihr mehr aufgeladen habt, als recht ist — und „das ist Thierquälerei und soll nicht sein“ wie Ihr selbst schon einmal sehr geistreich bemerkt habt — freilich habt Ihr es nur bei Andern bemerkt,

natürlich nicht an Euch selbst — an sich selbst bemerkt Pfohse nichts als Aufklärung und Tugend! — Wenn aber wegen des Mißbrauchs einer Sache die Sache selbst abgestellt und aus dem Dasein ausgestrichen werden sollte, da müßte unser Herrgott jeden Menschen, weil jeder ein Sünder ist, wegen Mißbrauches der Freiheit auch sogleich aus dem Leben ausstreichen! Und Pfohse, — wenn es unser Herrgott mit Euch so machte — so läget Ihr längst schon am Schmelzerfriedhof in Wien oder unter irgend einem Sandhügel der Mark Brandenburg. Darum aber rathe ich Euch, seid gnädig und barmherzig mit den sündigen Menschen, so gewiß als Ihr einmal selber keinen kleinen Antheil von dieser Barmherzigkeit brauchen werdet. —

Weil übrigens Pfohse gerade gut aufgelegt war, so schlossen wir, ich und Raspelmayer, mit ihm eine Art Contract. — Er könne von seiner aufgeklärten Weltanschauung aus über das was er zu Mariazell sehen wird, uns sagen, was er wolle und Bemerkungen darüber machen nach Belieben, wir werden ihm nichts schuldig

bleiben, aber — er soll sich diese Urtheile und Kritiken auf die Rückreise aufheben, er soll uns in Mariazell selbst damit verschonen, denn da wollen wir Ruhe haben, wir wollen den Tag unseres Aufenthaltes daselbst zu einer Art Feiertag machen — und denselben nicht durch albernes Gezänk entheiligt wissen. Pfohse könne den Tag über machen was er wolle — er könne während wir in der Kirche sind, mit den Geisböcken und Ziegen, mit den Rindern und Schafen herumklettern auf den Bergen, die er seine Naturaltäre nennt, er könne statt die Kirchenglocken zu hören an den Kuh- und Schöpsenschellen sich erfreuen nach Herzenslust, er könne die steirische herrliche Luft einathmen, und er könne nebenbei auch steirischen Wein genießen, der zu Kerschbach und Luttenberg aus dem brennenden Kalkboden herauswächst — er solle aber uns nur in Ruhe lassen — bis zur Rückreise, im Wagen wollen wir ihm dann schon Rede und Antwort stehen.

Wir hielten unsern Einzug zu Maria-Zell. Daß an Unterkunft, außer wenn die Wiener-

und Grazer-Procession kommt, hier kein Mangel ist — das kann man sich denken; an 50 Einkehrwirthshäuser öffnen ihre gastlichen Pforten; da der ganze Markt nur 120 Häuser zählt, so sind mehr als ein Drittheil der Häuser Karawanserein, wie die Morgenländer ihre Herbergen nennen. Im Jahre 1157 kam der erste Benedictiner aus dem Stifte St. Lambrecht in Steyermark hieher, um den Bewohnern, die von der Pfarre Afflenz zu weit entfernt sind — als Seelsorger zu dienen. Er brachte das Marienbild, eine aus Lindenholz geschnitzte Statue, die seligste Jungfrau mit dem Jesuskind auf den Armen darstellend, hieher und stellte diese zur Verehrung auf. Die steinerne Gnadenkapelle wurde vom Markgrafen Heinrich und dessen Gemahlin zu Anfang des 13. Jahrhunderts gebaut. Vom Jahre 1270 bis 80 baute König Ludwig I. von Ungarn aus dem Geschlechte der Anjou den vordern Theil der großen Kirche bis hinter die Gnadenkapelle und den mittleren Thurm. Unter vielen anderen werthvollen Gaben beschenkte er die Kirche auch mit jenem Marien-

bild, welches gegenwärtig in der Schatzkammer aufbewahrt wird — und unter dem Namen: die Schatzkammermuttergottes bekannt ist. Es ist dieses ein schönes, zierliches Gemälde der seligen Jungfrau mit dem Kinde in reichen Gewändern, der Grund mit goldenen Lilien geziert — als Wappen der französischen Könige, die Krone der seligen Jungfrau aus Gold und Edelsteinen. Die Arbeit scheint von einem griechischen Maler herzurühren. Eine Marienstatue von vorzüglichem Kunstwerth in Lebensgröße steht auf einer Säule inmitte der Kirche. Die Schatzkammer enthält einen Reichthum an Kirchenornaten, Edelsteinen und Gold. Nach dem großen Brand im Jahre 1827 aber mußte ein großer Theil verkauft werden, um die bedeutenden Kosten zur Wiederherstellung der abgebrannten Kirchthürme bestreiten zu können. Was gibt es da für herrliche Reliquienschreine, Geschenke großer Herren und Frauen, was für prachtvolle Meßkleider von Kaiserinen und Königinen gestickt, und demüthig niedergelegt an den Stufen des Altars zum Dienste des Herrn aller Herren.

In dem Schrank hinter dem Altare der Schatzkammer sind die Hochzeitskleider des Königs Ludwig von Ungarn und seiner Gemahlin aufbewahrt! Was für ein trauriger Anblick; die Goldstickerei verblichen, zerfasert, bedeckt mit dem Staub der Jahrhunderte, die darüber hinweggegangen; ein wahres Abbild des Vergehens der Weltlust und Weltherrlichkeit. Wie mag die Braut geprangt haben in diesen nun vergilbten Halskrausen mit Goldspinnerei aufgestutzt — als sie einherschritt zur Kirche in jugendlicher Schönheit und Frische, mit hochklopfendem Herzen — nun das Gewand durchmodert, die Leinwand faserig, die Seide wie schmutziger Flachs anzuschauen. Wie wird diese Braut von tausend Augen angestaunt — von tausend Jungfrauen halb glücklich gepriesen, halb beneidet worden sein! und wo ist jetzt ihr Gebein? Niemand weiß es, nur ihr Brautkleid, das sie vor Jahrhunderten hier geopfert, wird noch getreulich als Reliquie aufbewahrt. Was für eine herrliche Monstranze, ein Meisterstück von Juwelierarbeit, an 20 Pfund in Gold und kostbaren Edelsteinen schwer, geopfert von Kaiser

Karl VI. Was für kostbare Schnitzwerke in Elfenbein und Holz — aus der Blüthezeit der Kunst und auch aus der Zeit des Verfalles. Im Durchschnitt kommen jährlich wohl mehr als 100,000 Wallfahrer hieher, um hier ihre Andacht zu verrichten, die Aufgeklärten, wie z. B. Pfohse, gar nicht miteingerechnet.

Ich und Raspelmayer gingen nun in die Kirche, und wie wir dort fleißig oder unfleißig im Gebet waren, wie wir andächtig oder zerstreut waren, und was sonst noch dort von uns geschehen, das geht unsern Herrgott an und hat mit der Aufschreibung im Tagebuch nichts zu thun. Als wir um Mittag die Kirche verließen, sagte ich zu Raspelmayer: Mein lieber Alter, wie ich Dich kenne — so will ich Dir sagen, was Du Dir heute unter anderem gedacht hast und was Dich vielleicht recht andächtig gemacht hat! Du hast Dir nämlich gewiß auch gedacht, wie ich: „Jung sind wir einmal nimmer alle zwei — vielleicht, ja wahrscheinlich sind wir zum letzten Mal in unserm Leben dahier gewesen!“

Ja wohl, sagte der alte Raspelmayer

darauf, und es stand eine Thräne in seinen Augen; diesen Gedanken habe ich den ganzen Vormittag nicht losgebracht — und er hat mir doch recht gut gethan — ich habe die letzten Worte des englischen Grußes recht klar verstanden und mit großer Zuversicht ausgesprochen: „Bitt für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen.“

Was ist doch dieser Raspelmayer für ein prächtiges, goldtreues, altes Haus! Ich habe nicht bald einen Menschen so dankbar gegen Gott gesehen; daß er in seinen alten Tagen mit einer Erbschaft gesegnet worden ist, die ihn aus einem Bettelmann zu einem Rentier umgeschaffen, das hat ihn gar nicht übermüthig gemacht; er läßt keinen Armen unbeschenkt, vorbeigehen, und ist immer der bescheidene anspruchslose Bursche, der er war — als dasselbe Geschick ihn gezwungen mit der Geige von Haus zu Haus zu gehen, er, an dem seiner genialen Hartnäckigkeit wegen ein Virtuos verdorben ist!

Als wir zum Speisen gingen, fanden wir unsern Naturfreund Pfohse, welchen wir Mor-

gens seinem Schicksal überlassen — in einem eigenthümlichen Zustand am Tische sitzen. Er hatte eine Menge von Dingen auf dem Herzen; es war wohl an seinem bewegten Mienenspiel abzusehen, daß er für dießmal sein Versprechen: mit kritischen Erörterungen uns bis zur Heimreise zu verschonen und in Maria Zell selbst uns Ruhe zu lassen — durchaus nicht halten wird. — Es wohnte aber kein kritischer Zorn in ihm — er war schon in einen etwas gutmüthigeren Zustand versetzt. Diese Milderung seiner Sitten schien offenbar durch das Verdienst des Luttenbergers hervorgebracht zu sein, dessen stillem Genuß er sich bereits ergeben. In seinen Augen glänzte ein mildes unstätes Feuer — seine Blicke fielen auf uns wie Sternschnuppen oder wie Wetterleuchten vom stillen Abendhimmel. Der Pfohse war nämlich — obwohl gegen alles Katholische protestirend — in die Kirche gegangen.

Er zog darüber zu Felde, daß die Leute knieend und auf dem Boden liegend beteten; als er das als Götzendienst und der Vernunft unwürdig finden wollte — da mußte ich ihm wohl meine

Meinung sagen. Das Knieen und das sich auf den Boden Hinwerfen ist ein Act der Demuth; — in den verschiedenen Momenten des Weihesakramentes, bei der Weihe zum Diacon, Priester und Bischof muß der zu Weihende auf dem Boden liegen. Es ist dies der vollste Ausdruck der menschlichen Sündhaftigkeit und Hülfsbedürftigkeit Gott gegenüber, die vollste Anerkennung, daß er der Herr aller Herren, der König aller Könige sei, er der Schöpfer, wir die Geschöpfe.

Als der Pfohse meinte: es möchte wohl auch manche geben, die sich vor den Holz- und Steinstatuen oder vor der heiligsten Maria anbetend niederwerfen, da sagte ich ihm, das ist möglich — aber dafür kann die Kirche nichts, wenn diese Leute im Katechismus nichts gelernt haben; — denn jeder katholische halbwegs ordentliche Schulbub weiß, daß man nur Gott anbeten dürfe, die Heiligen aber nur zu verehren und um Fürbitte anzurufen sind.

Der Schluß Pfohse's aber (denn nachgeben darf Pfohse nicht und Recht haben muß er natürlich immer) war diesmal: „Und doch wie

entſetzlich iſt es, wie ſchauderhaft: daß ein ſolcher Abergloobe auch nur möglich iſt. — Niederfallen und Statuen anbeten, es greift mir die Nerven an, ich kann ſo was nicht vertragen."

Pfohſe benahm ſich ruhiger als ſonſt, das iſt wahr; ſeine Nerven waren angegriffen, das iſt auch wahr, daher kam ſeine ſanfte, milde, halb verſöhnliche Stimmung — aber ſeine Nerven waren von keinem Aberglauben angegriffen — ſondern von Luttenberger.

Pfohſe kannte den Luttenberger nicht, und dieſer Luttenberger iſt ein Satan! Der benimmt ſich nicht wie ein anderer Wein, wenn er in den Kopf hinaufſteigt. Ein anderer Wein kommt anfangs ſachte und manierlich, er macht allerhand kleine Späße, ehe er keck wird — er warnt einem ordentlich, daß man dem Landfrieden nicht zu viel traut, daß man ſeinen Schmeicheleien nicht nachgibt — daß man ſich nicht bethören läßt! — Alle dieſe Höflichkeiten beobachtet der Luttenberger nicht — er kommt wie ein grober, ungeſchlachter Burſch — wie ein Flegel ohne alle Manier — gibt einem einen Rippenſtoß und wirft einen über

den Haufen! Und dieſes Kunſtſtück hat der Luttenberger auch am Pfohſe gethan. Ich hütete mich wohl vor dem Luttenberger, ſo ſehr es mich darnach gelüſtet hätte — aber ich wollte beſonders dem Pfohſe gegenüber auch ſchon jeden Anſchein von Skandal vermeiden, ich mußte mir das freie Wort, die ungehinderte Predigt erhalten. — Ich muß mich überhaupt zuſammennehmen, ich habe auch ſchon oft zu meiner Beſſerung mit mir ſelber Zwiegeſpräche gepflogen und mich vor mir ſelber hingeſtellt und mir ernſtlich ins Geſicht geſagt: Kramer, Kramer, es hat Zeiten gegeben, in denen auch du das Regenwaſſer, das von der Sonne durch ein Rebholz deſtillirt iſt, ſehr gern getrunken haſt, und mehr getrunken als Recht iſt, hüte dich und nimm dich vor dieſer Gattung Regenwaſſer ſehr in Acht!

Nachmittag überließen wir den Pfohſe wie Vormittag ſeinem Schickſal, gingen in das Eiſengußwerk — und ſahen hinein in die geſchmolzene, vibrirende Feuerlohe. Dann gings in den Abendſegen und in unſere Karawanſerei. Pfohſe fanden wir in ſeinem Zimmer — und wir ver-

nahmen, daß er in dasselbe vermöge zu schweren Beinen — er konnte sich auf denselben nicht mehr erhalten — getragen werden mußte. — Es war nicht schön von mir — und ich sehe es ein, es ist nicht lobenswerth an mir: daß ich eine ordentliche Freude an Pfohse's Zuständen empfand. Er lächelte wie selig, als wir kamen, und machte uns weiß: daß er gar so müde sei. Nun fing ich an, ihm, der Vormittag noch so viel vom Götzendienste sprach, eine feste Mariazellerpredigt zu halten. Ich sagte ihm ungefähr: „Seht einmal, Pfohse, wenn die Leute in Anbetung des lebendigen Gottes knieen und im Staube liegen — zum äußerlichen, sichtbaren Zeichen ihrer Andacht, da habt ihr das Maul voll Götzendienst, und diese Leute sind nüchtern! — Und wenn nun Ihr vor dem erbärmlichen römischen Soffgötzen Bachus in die Knie sinkt, wenn Ihr dem Naturcultus verfallt, wenn Ihr Euch von den dunstigen Erdgeistern bethören läßt, die im schönen Destillat in grüner Tropfenform in der herrlichen Traube sich ausgestalten — da sollen wir schweigen und euch bewundern.

Pfohse, redet ja nichts mehr vom Götzendienst! Je mehr Ihr den Bachus verehrt, desto geringere Ehre habt Ihr davon, und je mehr Ihr den Bachus verschmäht, desto größere Ehre habt Ihr davon."

Pfohse ließ sich nun Alles, Alles sagen: nur leise erwiederte er bisweilen die Entschuldigung: Er sei vergiftet worden: das sei kein Wein, den man ihm gegeben, es sei Opium dabei, oder ein anderes giftiges, betäubendes Zeug und dergleichen mehr. —

Ich und Raspelmayer machten dann noch einen Spaziergang und sahen noch, als die Dunkelheit schon hereingebrochen war, die Kirche von Menschen gefüllt. — Die meisten beteten so recht aus der tiefsten Seele heraus. Mit was für Weh und Schmerzen, mit was für Aengsten und Nöthen mochte da manches Herz erfüllt sein! In der That, ein geheiligter Ort, von dem so viel ringende und dringende Gebete zum Himmel steigen! Und dafür steigt Trost und Ruhe und Friede in die aufgewühlten Wogen des geistigen, inneren Menschen; und das ist ein Wunder,

welches wir alle Tage vor unsern Augen sehen können, ein Wunder, das wir sehen können zu jeder Stunde in uns selbst; es ist der wunderbare Verkehr des erlösten Geistes mit seinem Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher, mit seinem Gott und Herrn; es ist mit einem Worte das Gebet!

Mariazell am Morgen. An großen Wallfahrtsorten wird von jeher Vieles aufgesucht — über das sich überschwengliche Herzen im Schimpfen ergehen können. So hörte ich auch schon öfter über die Geschwindigkeit raisonniren, mit welcher hier Beichten aufgenommen und absolvirt werden; und am meisten schimpfen gewöhnlich diejenigen, die es am wenigsten nothwendig haben. Was soll denn ein Geistlicher thun, wenn er den Beichtstuhl von Hunderten umlagert sieht? und das ist hier im Sommer größtentheils der Fall — soll er nur Einige anhören und die andern unverrichteter Sache weiter gehen lassen? Wie oft ereignet es sich

hier, daß zehn Geiſtliche zugleich Vor- und Nachmittag viele Stunden lang ununterbrochen Beichten anhören, ſo daß es ihnen am Ende vor Ermüdung faſt unmöglich wird, auch nur mehr ein Wort zu ſprechen. — Liegt es denn nicht an dem, der beichten kommt, daß er ſich für eine ſchnelle Beicht vorbereite, indem er ſchon früher zu Hauſe das Sacrament der Buße empfängt, wie es jeder Katholik doch einige Mal im Jahre thun ſoll — wie es wenigſtens einmal in der öſterlichen Zeit einem Jeden durch das Gebot der Kirche aufgetragen iſt? Oder hätte jene Gattung von Beichtkindern Recht, die man in Oeſterreich mit dem Namen: „die Roßdiebe“ bezeichnet, welche am Dreifaltigkeitsſonntage, als am letzten Termine der öſterlichen Beicht kommen, um nur geſchwind abſolvirt zu werden, weil da viele Leute zuſammenſtrömen; oder die mit Sünden beladen an einem Wallfahrtsorte beichten gehen, ebenfalls um nur bald aus dem Beichtſtuhle laufen zu können? Kann eine ſolche Beicht, die faſt ſchon mit der Abſicht begangen wird, unſern Herrgott zu betrügen — und im Bußge-

richt leicht durchzuſchlüpfen, auch wahre Früchte bringen? — Wenn nun die verſchiedenen Beichtväter nur einige von den Hunderten anhören und die andern fortſchicken würden (da ſich eine Proceſſion doch nicht länger als Einen Tag am Wallfahrtsorte aufhält), wie möchte erſt darüber geſchimpft werden? Es liegt in der That immer an den Leuten ſelbſt; — der aufrichtig will, der kann es ſich ſchon ſo einrichten, daß er nicht mit ſchweren Sünden beladen an einen Ort zur Beicht kommt, an welchem der beichthörende Geiſtliche gezwungen iſt, geſchwinder zu ſein als anderswo.

Wir haben beſchloſſen von hier nach Gratz, der Hauptſtadt Steyermarks, zu gehen — und von dort erſt nach Wien heimzukehren. Auch Pfohſe, der ſich von ſeinen geſtrigen Nervenzuſtänden, die ihm der ſcharfe Kalkgeiſt des Luttenbergers verurſachte, ziemlich erholt hat — geht mit. Wir nehmen uns ein Wäglein auf, und werden bald droben ſitzen und fortfahren. Werde ich je in meinem Leben wieder hieherkommen? Ich nehme traurigen Abſchied. Wie viele Mil-

lionen von Menſchen ſind ſeit Jahrhunderten ſchon hieher gewallt, aufrichtigen Sinnes, um hier ihr Bitt- und Dankgebet zu verrichten. Es wird auf ſeinem Sterbelager gewiß noch keinen gereut haben, daß er hier zu Gott gebetet und der Fürbittte der ſeligen Jungfrau ſich anempfohlen hat — ſo viel iſt gewiß! Ich betrachtete mir traurig die Berge ringsum mit dem Tannenwuchs auf ihrem Scheitel und den hellgrünen Triften in ihren Niederungen und athmete den balſamiſchen Duft ein, den ſie aushauchen. Die vielen Gewölbe und Hütten, in welchen Roſenkränze, Bilder und Crucifixe verkauft werden, brachten Pfohſe wieder auf „Aberglooben“ zu ſprechen. Wir redeten ihm zu: er ſolle ſeiner Gemahlin doch irgend ein Andenken von Mariazell mitbringen — denn ſie iſt Katholikin, und nebenbei ein wahrer Hausdrache, die den Pfohſe gehörig im Zaume zu halten weiß. Aus Angſt vor ſeiner ſehr reſpectirten Hausehre ließ er ſich zu unſerm Vorſchlage herbei — um aber ſeiner Aufklärung nichts zu vergeben, durfte der in unſerer Gegenwart ange-

kaufte Gegenstand kein Marienbild sein — es war ein silbernes Kreuz. — Pfohse ist sonst ein guter Kerl und durchaus nicht schmutzig, jetzt fiel es ihm erst ein — er müsse doch verschiedenen Freunden beim Löffel, die so gütig sind, seinen Unsinn, den er in der Kneipe auskramt, geduldig anzuhören, auch einige Andenken mitbringen. Das müssen aber nun durchaus vernünftige und praktische Angedenken sein, als z. B. Dosen und Tabakspfeifen aus Wachholderholz; Büchsen mit Räucherwerk u. dgl. — Wir beide ließen ihm gern sein Vergnügen. Ich meinte noch dazu: das allervernünftigste, was Pfohse mit nach Hause bringe, sei der Seidelstutzen (das Trinkglas), welchen er sich zu Türnitz in der Glashütte selbst geblasen. Wie so? fragte Pfohse, warum gerade das Glas das vernünftigste? Ich entgegnete: weil ich voraussehe — wie Euch dies Glas beim Löffel oftmals aller Vernunft berauben wird; somit wird dann das Glas als Räuber eure ganze Vernunft besitzen, und ihr werdet ohne alle Vernunft in die Welt hineinreden, was aber der allgemeinen Unterhaltung keinen Ab-

bruch thun wird, weil wir es von Euch ſchon ſo gewohnt ſind.

Aflenz am Abend. Heute haben wir ein ſchönes Stück Natur verſchlungen; der Weg von Mariazell hieher iſt ſicher einer der ſchönſten Wege in der Welt; es gibt, was Alpengegenden betrifft, nur in der Schweiz noch etwas Großartigeres, wegen der Seen und Städte, die zu Füßen der Berge liegen; was Gletſcher und andere Romantik anbelangt, ſteht die alte Steiermark der Schweiz ſo ziemlich an der Seite.

Als Pfohſe hinter rieſigen Berghäuptern erſt noch die ſchneebedeckten Gletſcher ſah — da war auch er ganz entzückt, er wollte ſeine Gefühle auch uns mittheilen und beſtrebte ſich etwas Geiſtreiches zu ſagen. Hiebei bemerkte er ſehr ſinnreich: „Er vermuthe, daß dieſe Gegend ſchon eine ſehr alte Gegend ſein müſſe;“ ein geiſtreicher Gedanke, welcher etwas zu unſerer Erheiterung beitrug.

Wir kamen am Brandhof vorüber, an der,

wenn auch im großartigen Maßstabe, doch einfach gebauten Bauernwirthschaft sammt Landhaus des Erzherzogs Johann. Ein Höhenthal voll balsamischer Düfte. — Von nun an ging es über den Berg von Seewiesen. Das ist doch ein Berg, der sich gewaschen hat, ein Berg, welcher der Mühe werth ist. Wir verließen die Fahrstraße und gingen hinab ins Dorf Seewiesen den Fußweg. Ich wurde auf diese steirische Gegend dem Pfohse gegenüber auf einmal so patriotisch eingebildet, als ob diese ganze Gegend mir gehörte, oder als ob ich unserm Herrgott geholfen hätte, diesen Berg sammt allen Gletschern im Hintergrunde aus dem Groben herauszuarbeiten — und ob das größere Verdienst bei der Arbeit größtentheils mir gebührte, ich sagte ganz aufgeblasen zu Pfohse: Klempner, da schaut einmal her — so was könnt ihr in ganz Preußen nicht haben, und wenn ihr euch in Berlin auch alle mitsammen auf den Kopf stellt. Pfohse wurde durch diesen Ausruf auf einmal aus seiner Naturbewunderung herausgerissen — war ja doch sein Stolz angegriffen; er erwiederte mir: „Wir

haben keine Berge, aber wir haben die Intelligenz, die geistige Erhabenheit und Größe, die Aufklärung und das Licht, und das ist mehr werth als alle Gletscher Steiermarks — und wozu prahlt Ihr Euch so, Kramer, als ob Ihr die Berge gemacht hättet, sind sie nicht alle von der gütigen Allmutter Natur?"

Ich entgegnete dem Pfohse: Warum prahlt ihr euch immer mit der Aufklärung, was Intelligenz heißt — und welcher Artikel ausschließliches Privilegium sämmtlicher Berliner ist? Die „Allmutter Natur" hat euch wahrscheinlich auch mit den Höhen der Aufklärung, mit den geistigen Lichtbergen ausgeschmückt — und auch ihr könnt am Ende nichts dafür, daß ihr so außerordentlich gescheidt seid und an Weisheit alle anderen Völker der Erde überragt, daß jeder ein geborner kleiner Salomon ist — der nicht nur alles kennt vom Ysop bis zum Mauerpfeffer — wie einst der große Salomon, sondern der auch noch sonst weiß, wo der gewöhnliche Pfeffer wächst. Ich weiß zwar nicht, wer die Allmutter Natur ist — und was sie eigentlich alles zu verschenken hat;

aber nach Eurer geistreichen Rede — zu urtheilen, müßte sie eine sehr gnädige, liebenswürdige Dame sein.

Da blieb Pfohse stehen, und mit dem Scharfblick und der Begeisterung eines Sehers sprach er, mich und den Raspelmayer bei den Rockärmeln nehmend und mit einem etwas ans Erhabene eines Dorfcomödianten anstreifenden Pathos: „Natur ist die Allmutter, die schöpferische Kraft, der wir alles verdanken, von der wir alles haben; sie hat uns hier ihre Altäre gebaut in den mächtigen Gletschern, da sollen wir sie anbeten!“

Nun wurde es dem alten Raspelmayer zu dick. Er begann zu fragen: Pfohse, hat uns diese Allmutter gern, liebt sie uns, weiß sie von uns, kennt sie unsere Leiden und unsere Wehen, kümmert sie sich um uns, können wir sie in Bedrängniß um Hilfe anrufen, senkt sie einen Trost in unsere gebeugte Seele — gibt sie uns irgend eine beruhigende Ueberzeugung von Fortdauer nach dem Tode, lehrt sie uns was Recht und Unrecht ist!!! — Pfohse — auf diese Fragen

wißt Ihr ſo wenig eine Antwort, und ſeid ſo ſtumm wie die Bergmauern ringsum, oder höchſtens bringt Ihr einen prahleriſchen Unſinn darauf zuwege! Die Natur iſt: Zeugen und Vergehen, eine ewige Unruhe, ein Blühen und Welken, ein Entſtehen und Hinwerden! Es fällt mir ein Stein auf den Kopf — oder ich falle mit dem Kopf auf einen Stein, was zerbricht? der Stein oder der Kopf? — wahrſcheinlich mein Kopf — denn er iſt nicht ſo hart wie der Stein — und der Stein gehört doch auch der Allmutter Natur, warum hat ſie nun die Köpfe nicht ſtärker gemacht als die Steine und warum hat ſie dem todten Stein mehr Kraft gegeben als dem lebendigen Menſchen? Warum hat dieſe Allmutter für das Vieh zärtlicher geſorgt als für den Menſchen? der Bär geht herum mit ſeinem Pelz an Sonntagen und Werktagen, er braucht keinen Schneider zu bezahlen und geht immer nach der jüngſten Mode gekleidet, wie es bei den Bären üblich iſt; ſein Gewand zerreißt ihm nicht, er braucht kein Staberl (Stäbchen), um ſeinen Pelz auszuklopfen, keine Bürſte, um ihn vom

Staube zu reinigen — wie glücklich ist der Bär, der so viel Geld und Zeit erspart, und vom Morgen bis in die Nacht nichts zu thun hat, als dem reinen Naturgenusse zu leben! Und dann wie stark ist der Bär und wie gewaltig! Wenn ihr keine Flinte bei Euch habt — und er fängt mit Euch einen Streit an, wer wird siegen, wer wird den andern zerreißen? Werdet Ihr den Bären zerreißen? Ihr seht nicht aus darnach — aber der Bär wird Euch zerreißen! Ich danke der Allmutter Natur recht schön, daß sie die Bestien alle so gut ausstaffirt hat, und wir vor den Kerls in einer beständigen Angst leben müssen!

Nun antwortete Pfohfe: Das ist aber eben die Größe des Menschen, daß er Sieger ist über die Natur! Wer hat das Schießpulver erfunden, als der Mensch, und wird er durch das Pulver nicht Herr über alle Bären und Wölfe und Tiger und Löwen, und über die ganze Thierwelt?

Der Raspelmayer erwiederte: Laßt mich nur aus mit der Herrlichkeit des Menschen über die Natur, erstens habt Ihr das Pulver nicht

erfunden, zweitens ist es erst vor vier Jahrhunderten erfunden worden und die Menschheit existirt schon 6000 Jahre, und drittens gibt es tausend und tausend Fälle, in denen mit dem Pulver nichts ausgerichtet ist, und noch zuletzt, was ist es, wenn so ein Hunderttausend Mann gegen ein anderes Hunderttausend stehen mit einigen tausend Zentnern Pulver oder Blei, da kommen die huldreichen Naturgaben recht dicht zusammen, wenn Einer den Andern trifft und die Reihen auf beiden Seiten sich lichten!

Pfohse meinte: das werde aufhören, wenn die amerikanische Gesellschaft, die auf den ewigen Frieden speculirt, erst durchdringen wird.

Der Raspelmayer erwiederte: Und wie steht es da mit der Herrlichkeit des Menschen über die Natur, wenn pestartige Seuchen Tausende und Tausende dahinraffen, und wenn die Hungersnoth hereinbricht.

Pfohse meinte: Da wird schon die medicinische Kunst sich noch vervollkommnen und etwas ausfindig machen, und Hunger wird es keinen mehr geben, wenn erst das Eisenbahnnetz über

die Erde gesponnen, und Ackerbau und Kornhandel besser organisirt sind.

Da blieb Raspelmayer stehen und sagte lächelnd zu Pfohse: Das müßt Ihr aber doch selber gespüren, daß Alles, was Ihr da sagt, geschwollener Unsinn und aufgeblasene Lüge ist! Das Elend und der Jammer und der Tod lassen sich mit allen Erfindungen nicht von der Erde verbannen, und die hochmüthige Thorheit des Menschen wird immer und immer zu Schanden werden. — Seht, Pfohse, Ihr nennt Euch immer einen aufgeklärten Christen — und Ihr seid am Ende gar keiner. Die Herrschaft über die Natur erlangen wir sicher einmal nur in dem Einen, der den Tod überwunden hat, und Trost in diesem Jammerthale des Lebens haben wir auch nur in dem Einen, der uns zugerufen: Kommet zu mir, die ihr armselig und beladen seid und ich will euch erquicken. — Schaut einmal, Pfohse umher in diesen Bergmauern — Ihr nennt das eine herrliche Gegend — ich auch — Ihr redet aber da von Felsenaltären und vom blauen Himmelsdom, und vom Anbeten der

Allmutter Natur — und das ist lauter pechschwarzer Unsinn! Wenn es so schwarz und grollend über die Berghäupter heraufzieht — oder wenn der Weg dem einsamen Wanderer oder dem Fuhrmann zur Winterszeit mit Schneewehen verdeckt ist, und er den Tod in jeder Secunde vor Augen hat — da denkt Euch hinein und da müßt Ihr einsehen, daß alle die Geschichten von der guten Allmutter Natur eine reine Eselei sind. — Und wenn Ihr von Aberglauben redet — so oft Ihr uns oder einen vorübergehenden Bauersmann bei einem Bildniß des Gekreuzigten den Hut abnehmen seht, so ist Euch das wohl auch nicht schwer anzurechnen, denn Ihr wißt nicht was Ihr redet! — Gerade in dieser furchtbaren überwältigenden Alpenwelt — wo die gigantischen Felsen ringsumher uns gegenüber stehen, und die tausend und tausend Zentner wiegenden Felsenmauern oft über unsern Häuptern drohend hängen — da sehen wir, wie armselig wir sind — wie nicht nur die Menschen allein uns feindlich sind, sondern auch die Naturmächte uns bedrohen mit ihrer riesigen

Gewalt — und darum ist es auch die schöne Sitte in katholischen Gebirgsländern: das Bild des Gekreuzigten dem Wanderer recht oft vor die Augen zu stellen, der in jeder Trauer und Bedrängniß des Menschenherzens uns zuruft: Vertraut, ich habe die Welt überwunden! — der uns in Noth und Tod Trost und Freude verleihen kann, wenn wir in seiner Liebe bleiben, d. h. wenn wir seine Gebote halten. — Und überdies glaubt mir, Pfohse, dieses Bild des Gekreuzigten thut tausend von Wundern, von denen die Welt freilich nichts weiß; man müßte das Menschengeschlecht nicht kennen, wenn man bestreiten wollte: wie viele Hunderte vor Raub- und Mordgedanken zurückgebebt sind, — im Anblick des Bildes von Demjenigen, der einst kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten — und wie viele Hunderte in ihrem Gewissen aufgeregt worden sind und dem Gelüst zur Sünde Widerstand geleistet haben — in Erinnerung an den lebendigen Gott, dessen Auge auch das Waldesdunkel durchdringt — und dem man nirgends entfliehen, vor dem man sich

nirgends verbergen kann. — Von solchen Vorgängen, die im Innern des Menschen geschehen, die zwischen Gott und dem Menschengeiste verhandelt werden, ist in Gerichtsstuben freilich keine Spur und bei Gerichtsverhandlungen nichts zu hören."

Wenn nun der Pfohse nicht übel aufgelegt ist — und auf eine Einwendung nichts Rechtes zu entgegnen weiß, pflegt er gewöhnlich durch irgend einen lustigen Unsinn das Gespräch auf einen andern Gegenstand hinüber zu drehen, so sagte er diesmal: Nun, nun, schon gut, Raspelmayer — mir scheint gar, Ihr seid unter die Gelehrten gegangen — es hat alles zwei Seiten, ich bleibe bei meiner Seite — und behaltet Ihr Eure Seite — und lassen wirs für diesmal bewenden, darum keine Feindschaft nicht — die Gebirgsluft hat mir das Kopfweh ausgezogen, und wenn ich da hinabschaue auf das Dörflein Seewiesen — so ist es mir als ob mein kleiner Bub zu Haus seine Spielereischachtel mit kleinen hölzernen Häusern und einer Kirche ausgeleert und auf ein grünes Tuch ge-

ſtellt hätte; o, es muß ein liebliches Thal ſein, dieſes Seewieſenthal!!

O ja, ſagte Raſpelmayer, und es wird Euch ganz beſonders lieblich vorkommen, wenn Ihr ſehen werdet, wie die Allmutter Natur auch nicht vergeſſen hat, dort die Menſchen zu gemahnen, das ſie ein Wirthshäuslein errichten — um ihren muthigen und mühſamen Bewunderern, den Erkletterern des Seeberges einigen ſüßen Troſt zu verſchaffen, wenn ſie ermüdet und kraftlos unten ankommen!

Nachdem wir nun den Leib in beſagter Wirthsſtube gehörig und mit großer Gewiſſenhaftigkeit bezugs der Selbſterhaltung gepflegt, fuhren wir weiter, an kleinen, dunklen Seeen vorüber. Die Schilfriſpen ſchimmerten goldig im Sonnenſtrahl und Waſſerpflanzen mit ihren runden, ſammtartigen Blättern ſchwammen wie kleine, grüne Nachen auf den Waſſerſpiegeln herum.

Von hier an gewinnt die ganze Steiermark ein anderes Ausſehen. Die ungeheuern Gletſcher ſieht man in der Ferne. Liebliche, weite Thäler

mit fetten Gräsern und fetten Kühen zu beiden Seiten. Obstbäume machen das Ganze zu einem lieblichen Garten. So ging es fort bis wir gegen Abend nach Afflenz kamen. Ein schöner weitläufiger Markt — mit einer prächtigen gothischen Kirche: jedes Fenster hat eine andere Steinrose in seiner Spitze — prächtig gezeichnet — und noch ganz gut erhalten, der Bau ist ungefähr aus 1450. Die Kirche ist so breit, daß sie bequem in drei Schiffe getheilt sein könnte: und doch ist dieses nicht der Fall — um so künstlicher spinnt sich das Rippennetz über das herrliche, große Gewölbe aus. Auch haben wir den alten hölzernen Flügelaltar auf einer kleinen Emporkirche neben dem Musikchor in Augenschein genommen. Ein Meisterwerk mit mehreren hundert Figuren aus Holz geschnitzt und Scenen aus der Leidensgeschichte des Herrn darstellend. Das vergoldete Maßwerk (die verschlungenen Verzierungen, welche das Bild von oben wie ein künstlicher Rahmen umschließen) ist so gut erhalten, und von einer so herrlichen Zeichnung, daß man wenige seines Gleichen mehr finden wird. —

Wenn man so eine Arbeit anschaut, wie diese Kirche ist, oder wie dieser Altar ist — und man stellt unsere neumodischen Kirchen mit den viereckigen Fenstern, mit den langen, glatten Wänden, mit dem faden Holzgeschnörkel (wie das Alles in besonderer Abgeschmacktheit von ungefähr 1750 bis 1830 geherrscht hat) einer so alten Kirche gegenüber, was werden da in Einem für allerhand Gedanken rege? Sind die Leute in früheren Jahrhunderten vor der Reformation wirklich so dumm gewesen, wie sie immer gemalt werden, oder waren sie gescheidter als wir es meinen; — oder umgekehrt, sind wir jetzt gar so verflucht gescheidt, wie wir uns allenthalben preisen — oder sind wir im Ganzen genommen viel dummer (weil unnöthiger Weise viel hoffärtiger und aufgeblasener) als wir es meinen? Was für ein hoher, herrlicher, ausgebildeter Kunstsinn spricht uns in diesen alten Werken der Baukunst und der Bildhauerkunst an — und hingegen was für ein widriger, alberner, abgeschmackter Unsinn charakterisirt die Bauten und Arbeiten gerade derjenigen Zeit, die am meisten

über das Alterthum ſchimpfen zu ſollen gemeint hat! Wie ſchauerlich iſt ſo eine Kirche modernen Styls anzuſehen, wie man ſie am Ende des vorigen Jahrhunderts baute! Wie eine lange Haubenſchachtel aus Pappendeckel — in welche gegen oben zu einige viereckige Löcher geſchnitten wurden, die man Fenſter heißt.

Wir ſind hier in Affkenz über Nacht geblieben. Das Fenſter meines Schlafzimmers ging gerade auf den Gottesacker, nur ein ſchmaler Weg und eine kleine Mauer war dazwiſchen — und die hohen Kirchenfenſter ſtanden vor mir — und der Mond warf aus den Fenſterſcheiben ſeine magiſchen Strahlen zurück. Da hab' ich nun ſo vor'm Einſchlafen hinausgeſehen — auf Kirche und Friedhof und mir allerhand Gedanken darüber gemacht. — Da liegen ſie, die friedlichen Affkenzer, um die Kirche herum ſeit Jahrhunderten! Die Weltſtürme ſind ſelten in dieſe Thäler hereingekommen — nur ſo vom Hörenſagen in leiſen Wellenſchlägen — hat der Puls der Zeit ſich verſpüren laſſen. Es iſt doch ein recht fetter Boden, ſo ein alter Gottesacker — nicht fett in

gemeiner, chemiſcher Weiſe — weil er gedüngt iſt mit den Stoffen verweſender Leichname — ſondern in einer edleren Weiſe — weil er befeuchtet iſt mit tauſend und tauſend Thränenperlen, die hier auf den friſchen Gräbern ſeit Jahrhunderten geweint wurden, die Zeugen des tiefen Schmerzes bei der Trennung in dieſem Leben waren und die auch Zeugen der Auferſtehung und des Wiederſehens ſind — für's künftige Leben! Tauſend Dank und Liebe dem, der die Schrecken des Todes, den Stachel des Todes uns weggenommen hat, ihm Anbetung und Liebe, in dem wir die Welt überwinden können!

Als am Morgen zur Meſſe geläutet wurde — und die Glockentöne in zitternden Wellenringen der reinen Luft in unſere Zimmer drangen, ließen wir uns einladen zum Gottesdienſte und gingen in die Kirche hinüber; ich und Raſpelmayer; Pfohſe lobte ſich die reine Morgenluft — und ſagte uns: er werde unterdeſſen eine Pfeife im Freien rauchen, um zum Kaffee einen recht ſcharfen Appetit zu kriegen.

Als wir aus der Kirche kamen, fanden wir

den schmauchenden Pfohse auf dem Friedhofe; er mußte diese Nacht nicht gar gut geschlafen haben, oder war vielleicht zuerst mit dem linken Fuß aus dem Bette gestiegen, denn er war übler Laune — und die Gebräuche der katholischen Kirche stachen ihn wieder bedenklich in seine kritische Nase. Er fing an über den Rosenkranz zu schimpfen, den er von den Leuten aus der Kirche heraus beten gehört und sagte: „Nicht genug, daß die Katholiken, so lang sie lebendig sind, eintöniges Gemurmel treiben, und abergläubisch die hölzernen Perlen durch die Finger gleiten lassen; nein, noch auf den Grabsteinen knien die Verstorbenen da im Steinbild ausgehauen — und haben dies alberne Spielwerk einer Kinderphantasie in Händen."

Ich erwiederte: „Spielwerk einer Kinderphantasie?" „Das ist gut gesagt, Pfohse. Seid einmal aufrichtig und gesteht: das ist nicht auf Eurem Mist gewachsen, das habt Ihr wo gelesen oder gehört — es klingt mir für Euch etwas zu gelehrt."

„Aufrichtig gesagt," entgegnete Pfohse: „bei

meinem Klempnermeiſter in Berlin war ein ſeiniger Vetter auf der Stube und ſtudirte auf Prediger. Da war nun mal unter den Geſellen ein Katholik, und der hängte ſich einen Roſenkranz zu ſeinem Bette, und da ſagte der Studioſus (und das war ein aufgeklärter Mann, er ſoll jetzt gegenwärtig Prediger in Hinterpommern ſein), als er die hölzernen Kügelchen verächtlich anblickte: „Spielwerk einer Kinderphantaſie;“ und das hat mir nun ſehr gut gefallen und ich habe mir's gemerkt.“

Ich entgegnete: „Mein lieber Pfohſe, Euer Studioſus, der auf Prediger ſtudirte, hat gewiß ſo wenig gewußt, was eigentlich der Roſenkranz iſt — als Ihr es wißt.“

„Nun, was iſt's denn mit dem Roſenkranz, Kramer, Ihr ſeid ja ſo ein halber Gelehrter, explicirt mir nun die Geſchichte ein wenig.“

Da explicirte ich nun dem Pfohſe die Geſchichte des Roſenkranzes in kurzen Worten alſo:

„Im 13. Jahrhunderte tauchte die Secte der Albigenſer auf, die eine Menge von Unſinn

lehrten, und behaupteten, ein Gott der Finsterniß habe die Welt geschaffen. Alle Hauptlehren der Kirche verwarfen sie. Die gräuelvollste Unzucht wurde von ihnen getrieben. Katholische Geistliche wurden beraubt, verfolgt, ermordet. Ein großer Theil von Süd-Frankreich wurde von dem Wahn der Sectirer angesteckt. Papst Innocenz III. erhob sich dagegen, der heilige Bernard suchte durch Predigten sie zu bekehren, eben so der heilige Dominicus, der Gründer des Predigerordens. Als nun Dominicus sah, wie wenig sein begeistertes Wort ausrichtete, da fing er an inbrünstig zu beten Tag und Nacht. Und da erschien ihm die heilige Jungfrau Maria, und lehrte ihm das Gebet des Rosenkranzes, und trug ihm auf, es unter dem Volke zu verbreiten. — Dominicus begann nun mit dem Rosenkranz in der Hand auf's neue zu predigen und zu lehren — und zwar mit solchem Erfolge, daß er über hunderttausend Albigenser zur Kirche zurückführte."

„Also auf einen Traum hin", sagte Pfohse, „schau, schau, dacht ich mir's doch gleich, daß

was Abergläubiſches dahinterſteckt — und nichts Bibliſches — ich will aber durchaus nur Bibliſches haben."

„Laßt das gut ſein, Pfohſe", entgegnete ich ihm, „Ihr verſteht von der Bibel einen blauen Plunder — ich hab' es Euch ſchon oft geſagt. Wie oft kommen auch in der Bibel Erſcheinungen und Träume vor, die wunderbaren Gehalt und Folgen haben. Kennt Ihr nicht die Träume, die der egyptiſche Joſeph auslegte, den Traum des heiligen Joſeph, des Nährvaters Chriſti, den Traum der heiligen drei Könige? Uebrigens könnt Ihr Euch über den Inhalt des Roſenkranzes beruhigen: er enthält durchaus Bibliſches — er iſt eine Art Laienbrevier, ein Gebetbuch für Jedermann — der Roſenkranz theilt ſich in drei Haupttheile — in den freudenreichen, der die Geburt, in den ſchmerzreichen, der die Leiden und den Tod, und in den glorreichen, der die Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti enthält."

Pfohſe, der bekanntlich immer und überall Recht haben muß, war nun nicht aus dem Traume herauszubringen, er ſagte: „Ja, daß aber das

ganze Gebet aus einem Traum', aus einer Erscheinung hervorgegangen ist — das will mir mal gar nicht in den Kopf hinein."

Ich erwiederte ihm: „Dominicus war ein heiliger Mann und betete viel, er war wohl größerer Gnaden würdig als irgend ein anderer Mensch. Ihr seid ein Klempnermeister und habt blecherne Träume, von Weißblech und von Schwarzblech und vom Löthofen, und von Weinstutzen und von Halbkrügeln, das sind Eure Träume — und alles was darüber hinausgeht, davon laßt Ihr Euch nichts träumen, und versteht auch im wachen Zustande nichts davon. Und glaubt nur ja nicht, daß wir Euch bewundern, wenn Ihr ohne Unterlaß hartnäckig und besessen auf Euren Behauptungen stehen bleibt und Euch durchaus keine vorgefaßte Meinung herausbringen lasset, nein, bewundern thun wir Euch nicht, sondern bisweilen bemitleiden und bisweilen auslachen, je nachdem wir gerade ernst gestimmt oder guter Laune sind."

„Nun, nun! deßwegen keine Feindschaft", sagte Pfohse; „ich bin doch Philosoph, ich bin

nicht fanatisch — ich kann euch den Beweis liefern, daß ich vollkommen Philosoph bin, seht mal her." Während Pfohse dies sagte, zog er einen schön gearbeiteten Rosenkranz aus der Tasche mit den Worten: „Den hab' ich für meine Frau gekauft, weil sie Katholikin ist. — Ihr seht also, ich bin gar nicht fanatisch, ich habe Schonung mit menschlichen Schwächen und will im Grund Niemand beirren in seinen Bekenntnissen und Ansichten."

Somit hatte Pfohse einen Rosenkranz gekauft — wahrscheinlich im Auftrage seiner Frau Gemahlin, welche er fürchtete, er kaufte ihn aber nicht in unserer Gegenwart, weil er meinte, es könnte hiedurch sein aufgeklärtes Ansehen in unsern Augen beschädigt werden.

Weil sich aber jetzt eine Veranlassung mit aufgeklärtem Indifferentismus zu prahlen darbot, weil er das wohlfeile Lob eines Philosophen einernten wollte, zeigt er uns jetzt den Rosenkranz.

„Sehr gut, Pfohse", sagte ich, „aber für einen Philosophen halte ich Euch deßwegen doch

nicht, sondern für einen sehr geschwollenen Flausenmacher, der in jeder Handlung seines Lebens für sich ein Stück Ehre herausschlagen, einen Fetzen Ansehen herabreißen möchte, der sich in einem fort prahlt und an dem, beim Licht besehen, nicht viel dahinter ist."

So stritten wir noch eine Weile fort. Wir sind das gewohnt vom „Löffel" her. Es kommt deßhalb gar keine Erbitterung in uns — und wir setzen uns deßhalb doch immer wieder friedlich in der Schenke zusammen.

Mir fiel bei der Gelegenheit die Geschichte mit dem berühmten Tonsetzer Joseph Haydn ein. Derselbe war bekanntlich ein Oesterreicher, zu Rohrau an der ungarischen Grenze, einige Meilen von Wien, im Jahre 1732 geboren. Er starb 1809 zu Wien. Als einst eine Gesellschaft von Tonsetzern sich beisammen befand, erzählte einer nach dem andern, wie er es mache, um sich vor dem Componiren, d. h. vor dem Niederschreiben der Noten zu einem Musikwerke in eine günstige, das musikalische Werk förderliche Stimmung zu versetzen. Der eine sagte: „Ich

muß Kaffee trinken, da geht's!" Der zweite ſagte: „Ich brauch' ein paar Gläſer Champagner, dann kommen mir die beſten muſikaliſchen Gedanken." Der dritte berichtete, „er müſſe vor ſeiner Arbeit einen Spaziergang im Freien machen u. ſ. w." Stillſchweigend hörte Haydn zu. Endlich kam die Reihe auch an ihn, er war ja der Edelſtein der Geſellſchaft, der erſte berühmteſte Tonſetzer unter den übrigen Anweſenden. Man fragte ihn nun, was denn er thue, ehe er zu componiren anfange. Haydn zauderte eine Zeitlang und gab keine Antwort, mochte ſein, daß ihm der Gedanke durch den Kopf flog: „Dieſe verweltlichten Leute haben gar keinen Sinn für das Mittel, welches ich in Anwendung bringe; die könnten mich höchſtens auslachen, wenn ich es ihnen ſage." Andererſeits aber mochte etwa der gute Katholik auch an ſich die Gewiſſensfrage ſtellen: „Warum ſchämſt du dich denn, deinen Glauben offen zu bekennen, warum wagſt du dieſen Leuten nicht zu ſagen, was du deinem Gott ſchuldig biſt?" Haydn zog alſo aus der Taſche einen Roſenkranz heraus, und ſagte

der erstaunten Gesellschaft: „Ich pflege zu beten, ehe ich anfange zu componiren!“ Gewiß die rechte Manier, etwas anzufangen, und der rechte Muth, auch das öffentlich zu sagen, was man unserm Herrgott zu verdanken hat.

Ich erzählte diese Geschichte dem Pfohse, und der alte Raspelmayer machte noch eine Nutzanwendung und sagte: „Seht einmal, Pfohse, was für ein Unterschied zwischen Euch und Haydn — Ihr macht zu Hause den ganzen Tag Blechmusik mit dem Hammer — dazu braucht Ihr Euch freilich den Kopf nicht viel zu zerreißen; Ihr habt den Rosenkranz aus der Tasche gezogen, um ihn herzuzeigen und der Haydn auch. Der Haydn hat es gethan, um sich zu demüthigen und Gott die Ehre zu geben; Ihr habt es gethan, um Euch aufzublasen und Euch eine Ehre herauszunehmen; Ihr habt gemeint: wir werden Euch für einen Philosophen halten — weil Ihr es uns sagt. Pfohse, merkt Euch das — das geht nicht so geschwind! Wir kennen uns schon zu lang, und wir haben aus Eurem Mund schon eine solche Masse von

Unsinn und Prahlerei vernommen, daß wir Euch höchstens für einen gewaltigen Disputirhansel — nimmer aber für einen Philosophen halten."

Da war der Pfohse aber noch nicht still; denn Recht muß er haben! Er sagte zu uns im erhabenen Selbstgefühl lächelnd: „Der Mann muß sich selber kennen und selbst schätzen; denn, sagt der Dichter: nur Lumpe sind bescheiden, und das wahre Selbstgefühl ist die Zierde des Mannes!"

Der Raspelmayer war heute im Zug und schenkte dem Pfohse nichts; er erwiederte: „Pfohse, hört mich an: der Dichter kann sagen, was er will, er kann immerhin sagen: Nur Lumpe sind bescheiden; aber das Leben hat auch sein Recht, und ein größeres Recht hoffentlich als der Dichter; denn die Dichter sagen bekanntlich auch oft nur etwas, daß es laut wird. Immerhin also mag Herr Goethe sagen: „Nur Lumpe sind bescheiden", deßwegen kann man doch auch tagtäglich den Fall erleben, daß es auch sehr unbescheidene Lumpe gibt, und wenn man die Menge der bescheidenen und die der unbescheide-

nen Lumpe abzählen wollte, so käme von der letzten Gattung gewiß eine bedeutend größere Anzahl zu Stande als von der ersteren."

In Bruck an der Mur sind wir über Nacht geblieben. Am Morgen haben wir uns die alte Stadt angeschaut — die wie ein lachendes Kind daliegt in ihrer Bergeswiege; auf dem Platze ist uns ein Haus aufgefallen mit so wundersamem Zierwerke in Stein gehauen — aus dem 15. Jahrhunderte her — daß jetzt schon ein Paar Dutzend Architecten zeichnen dürften, bis einer von ihnen auf eine ähnliche Zeichnung des Maßwerkes käme, wie es hier zu sehen ist. Auch eine Kirche haben wir gesehen, welche in der Neuzeit jämmerlich verarbeitet und verpatzt wurde — so daß auch nur mehr wenige Spuren ihres gothischen Styls als Erinnerung an eine schönere Zeit übrig geblieben sind.

Unterwegs nach Gratz unterhielt uns Pfohse mit seinen neuen Ideen über Nationalökonomie, wie er sich diese Ideen aus den Zeitungsblättern zusammengelesen. Pfohse ist zwar nur Spengler — er schwingt aber seinen Hammer der Kri-

tik nicht nur über den Tafeln von Weißblech, sondern auch über allen möglichen göttlichen und menschlichen Dingen. Das ist sein Vorrecht von Haus aus. Intellijenz heißt man das. Daß hiebei eine Menge schauderhafter Pfohsereien zum Vorschein kommen, läßt sich denken. — Ich ließ wie gewöhnlich das aufgezogene Uhrwerk abrasseln, und dachte mir: kommt Zeit, kommt Rath.

Auf unserer Reise ist sonst nichts Merkwürdiges mehr vorgefallen, bis wir im alten Gratz unsern Einzug hielten. Am Morgen gingen wir auf den Schloßberg und sahen herunter auf das Stück Paradies, was diesem Gratzervolk zum Wohnort angewiesen wurde.

Der Pfohse hatte irgendwo gelesen, daß in Steiermark das Lutherthum schon gewaltige Fortschritte gemacht — die aber geradewegs durch den nachmaligen Kaiser Ferdinand II. mit Energie aufgehalten worden sind.

Nun vergaß aber Pfohse auch auf einmal die ganze herrliche Gegend — es war ihm eine wahre Wonne, einen längst verstorbenen Kaiser

unter seinen Hammer zu bekommen, und er rasselte eine Viertelstunde fort (wie die große Thurmuhr auf dem Schloßberg, wenn sie vor dem Schlagen ausholt) über Finsterniß, Aberglauben, Lichtauslöschen, Finsternißanzünden, Fanatismus, Jesuitismus, Barbarei und Mittelalter, bis er blau wurde im Gesicht.

Dann fing ich an, den Pfohse mit einigen historischen Thatsachen ins Gleichgewicht zu bringen, insoweit dies bei Pfohse angeht; am nächsten Morgen hat er nämlich alles wieder verschlafen, und fängt immer seine alten Gesangeln wieder von vorne an. Charakter heißt man das, sagt er, oder mit andern Worten: hat ein Unsinn einmal das Bürgerrecht erlangt, so darf man ihn nicht hinauswerfen, sondern muß ihn treulich pflegen — und ihn aufwärmen ohne Unterlaß.

Ich sagte dem Pfohse:

Was den Kaiser Ferdinand II. anbelangt, so müßt Ihr wissen, Pfohse, daß er — als er hier in dieser Burg als Knabe, als junger Prinz lebte — tagtäglich hörte, was die lutherischen

Stände, die Edelleute, welche der neuen Lehre anhingen, für Gesinnungen gegen sein Haus und gegen seine Familie hegten; diese Herren trieben ohne Unterlaß Revolution, suchten schon seinem Vater, dem Erzherzog Carl, wie seiner Mutter, der edlen und frommen Erzherzogin Marie, einer baierischen Prinzessin und Tochter des baierischen Herzogs das Heft aus den Händen zu winden, die Katholiken wurden verfolgt und verhöhnt, Edelleute trieben offen ihren Spott mit katholischen Gebräuchen, ließen Mistwagen geflissentlich mitten durch den Zug am Frohnleichnamsfeste fahren, zwangen Unterthanen an Fasttagen Fleisch zu essen — die Reden der Prädikanten zu besuchen: diese Edelleute waren die intolerantesten hartköpfigsten Gesellen der Welt und geberdeten sich als die alleinigen Herren in der Steiermark. — Daß er für dies Treiben, was er als junger Prinz mit seinen Augen sah und täglich mit seinen Ohren hörte, keine besondere Inclination besaß — daß er seine offenbaren Feinde, die auch offenbare Feinde der Kirche waren, die ihre

zwangherrschaftliche Feindschaft offen zeigten, und das steierische Land der habsburgischen Herrschaft entreißen wollten, um es ganz und gar mit Gewalt lutherisch machen zu können, daß Ferdinand sich zu diesen rebellischen Gesellen nicht hingezogen fühlte, das läßt sich mit Händen greifen.

Pfohse schwang sich jetzt auf's Roß der sogenannten historischen Kritik, denn Kritik und Kümmel sind ihm von Haus aus Licht und Luft, er sagte: Ja, dem Ferdinand war's mit seinem Eifer nicht so sehr um Religion zu thun — als um Politik, er widerstrebte der freien Gesinnung, dem freien Gedanken, dem freien Wort, er war umgeben von fanatischen Mönchen, und benutzte nur die Religion, um sich in seiner Herrschaft festzuhalten.*)

---

*) Wie Ferdinand II. für seine Ueberzeugung sein Reich und auch sein Leben einsetzte, geht unter andern aus einem eigenhändig von ihm geschriebenen Brief an seine Mutter hervor, in welchem er aus Regensburg den 12. März 1608 nach Gratz unter andern schreibt: „Eure

Da mußte ich dem Pfohse wieder etwas aus dem Familienleben Ferdinands erzählen, um zu zeigen, wie in seiner Familie die aufopfernste — alle weltlichen Rücksichten verschmähende Frömmigkeit geblüht.

Zwei Schwestern des Kaisers Maria Christina und Eleonora gaben alle Vortheile ihres hohen Ranges auf — und zogen sich zurück in ein einfaches bescheidenes Klosterleben.

Sie faßten selbst freiwillig diesen Entschluß und theilten ihn ihrer Mutter und ihrem Bruder Ferdinand mit, dann baten sie bei der Oberin des Klosters zu Hall in Tyrol um Aufnahme.

---

fürstliche Durchlaucht sein versichert, da von mir woll nichts praejudicierliches soll getraktirt oder zugelassen werden; Ja ich bin der mainung, daß ich ehunder mit der hülf und beystandt gottes lieber das Leben lassen, und landt und leut verlieren will, als daß ich der religion zur schaden was vergeben will; gott der herr wolle mir hierfüro, wie bis anhero gnediglichen beistehen, und mir in diesen und allen andern seinen göttlichen Segen verleihen. Amen."

(Siehe Hurters Ferd. II. 5. Band 452.)

Einige Schwierigkeiten machte noch die Baarschaft, welche sie hätten mitbringen sollen. Auch dafür wurde gesorgt und der Hofmeister mußte 2000 fl. zur bevorstehenden Reise auszahlen. Zwei Jungfrauen aus der Dienerschaft der Erzherzoginen, Sidonia Watzler und Sidonia Reichshaupt gingen zugleich mit ihren geliebten Herrinen ins selbe Kloster. Unter Begleitung der Mutter und des Bruders Ferdinand ging die Reise über München nach Innsbruck. Die beiden Klosterfrauen sollten noch zum letzten Mal ihre lieben Verwandten am herzoglichen Hof zu Baiern sehen, um von ihnen für ewig Abschied zu nehmen. Das geschah im Jahre 1607. Am Vorabend des St. Franciscifestes wurden die beiden Erzherzoginen in die geistliche Gemeinschaft zu Hall aufgenommen. Beide verzichteten mit ihrem Eintritt ins Haus auf jede Auszeichnung und unterzogen sich dem Probejahr gleich jeder andern Novizin. Einen Monat nach ihrem Eintritt berichtete der Pater Marcus Gratius dem Erzherzog, seine Schwestern befänden sich wohl, beider Leben fließe zu eigenem Trost und der Neben-

menschen Erbauung hin.*) Im folgenden Jahre legten beide am Allerheiligentage die Gelübde ab — was aber ihre fromme Mutter, die Erzherzogin Marie, nicht mehr erlebte. Sie starb während des Noviziatjahres ihrer Töchter — und hatte die beiden bei ihrem zärtlichen Abschied zu Hall an der Klosterpforte — für diese Welt zum letzten Male gesehen.

Der Pfohse kam mit seinen alten Berlinerwitzen und sagte: „Es wäre doch tausendmal vernünftiger gewesen, die Beiden hätten geheirathet und hätten das Leben genossen, als diese Narrheit zu thun, um in einem Kloster fürs ganze Leben sich einzuspinnen (ein Berlinerwitz für einsperren) zu lassen und da allen erdenklichen Aberglauben zu treiben."

Der Pfohse ist der Repräsentant des blöden Weltverstandes, der Fünfsinnenweisheit, dem Essen und Trinken und des Leibes Pflege und Lust über alles geht. Bisweilen ärgert es mich, daß der Kerl gar so unverbesserlich ist und nicht

*) Siehe Hurter. Ferdinand II. 5. Band.

zur Einsicht kommt: daß er doch am Ende nur dummes Zeug zusammenredet. Aber das ist eben die aufgeblasene Hoffart. — Und am Ende aller Ende ist Pfohse doch nur ein Klempner und gehört nicht zu „die gebildeten Classen", die meist um kein Haar gescheidter sind als der ruhmredige Blechmusikus. Ich sah — es ist eben jetzt wieder ein Mojement (wie der Pfohse statt Moment sagt), in welchem es angezeigt ist, mit dem Pfohse so recht grob zu werden. Daher sagte ich zu ihm:

„Pfohse, Ihr arbeitet da herum wie ein Zimmermann an einer Sackuhr — solche Wesen wie diese zwei Erzherzoginen, die sind weit über Euren Horizont — die könnt Ihr mit Eurer verkümmelten Blechmusik, und mit Eurer verkümmelten Weltweisheit gar nicht verstehen.

„Es gehört in der That was dazu — alles Irdische aufzuopfern und hinzugeben, und es gehört um so mehr dazu — je mehr man in der Lage ist, etwas aufopfern und hingeben zu können!""

„Von der stillen erhabenen Predigt, welche

dieſe beiden Prinzeſſinen durch ihre muthige Entſagung an ihre Zeitgenoſſen und zunächſt an die Steiermärker und Tiroler richteten, davon habt Ihr gar keinen Begriff. Das ging den Leuten mehr zu Herzen — als wenn die herbeigezogenen Prädikanten zu Gratz und auf den ſteieriſchen Edelſitzen und Schlöſſern ſich über die katholiſche Kirche heiſer ſchimpften. Das machte tauſend arme Mädchen mit ihrem Loos zufrieden und übte auf Tauſende den wohlthätigſten Einfluß: denn der Gedanke liegt ja in einem derartigen Beiſpiel der Entſagung ſo nahe: Siehe, wenn reiche Prinzeſſinen, Schweſtern des Kaiſers, freiwillig Armuth und Entſagung wählen, ſo iſt ja Armuth und Entſagung keine Schande, und man kann es um ſo leichter um Gottes Willen ertragen, um ſo weniger man ohnedieß Opfer zu bringen hat, wenn man nicht in Ehre und Reichthum, ſondern in Armuth und Noth geboren iſt.

Maria Chriſtina wurde 1612 zur Oberin gewählt, ſie willigte nur mit thränenſchweren Augen in die Wahl, denn irdiſchen Reiz konnte

dieſe Stelle für eine Prinzeſſin doch nicht haben — die etwas ganz anders hätte ſein können als eine Kloſtervorſteherin. Beide Prinzeſſinen leuchteten in reicher chriſtlicher Liebe, in unverſtellter Demuth ihren ſämmtlichen Mitſchweſtern des Ordens vor.

Eleonora ertrug mit wunderbarer Standhaftigkeit während der Dauer von 13 Jahren alle Gebrechen eines ſchwachen Körpers, zuletzt auch die Blindheit. Im Jahre 1620 erkrankte ſie bedenklich. Mit großer Ruhe und freudiger Dankbarkeit vernahm ſie von ihrem Beichtvater die Ankündigung ihres baldigen Todes. Dieſer erfolgte im Beiſein ihrer Ordensſchweſtern am 28. Jänner 1620.

Fünfzehn Monate darnach folgte ihr die ältere Schweſter, welche im ganzen Umkreis des Kloſters als Wohlthäterin der Armen bekannt und betrauert war, nachdem ſie neun Jahre lang dem Hauſe zur Erbauung aller ſeiner Bewohner vorgeſtanden. Am 3. Auguſt des gleichen Jahres ſtarb auch die Gründerin des Kloſters zu Hall, die Tante beider Prinzeſſinen, die Erzher-

zogin Anna Juliana. Kurz vor ihrem letzten Augenblicke hatte sie auf die Frage: „ob sie Durst leide?“ erwiedert: „wie der Hirsch nach der Wasserquelle, so dürstet meine Seel nach dem lebendigen Gott.“

Als auf meine Erzählung Pfohse nichts anderes wußte, als Witze über Durst, Wein und Bier und Kümmel zu machen, wie er es seiner angestammten Aufklärung nach für unvermeidliche Pflicht hält, so oft er von einem Zug besondern Edelmuthes — und schon gar von einem Zug eines frommen und heiligen Lebenswandels hört; legte ich ihm seinen Zustand in folgenden Worten auseinander:

„Seht, Pfohse, ich will Euch was sagen: Ihr seid im Grunde nicht so gemein und schlecht als Ihr Euch anstellt, aber Ihr meint mit eurem Geschwätz zu glänzen und uns zu bethören. Schade um jedes Wort. Gerade das Gegentheil. Daß Ihr für edle, großartige, fromme und heilige Frauen kein Verständniß habt, das ist erklärlich — denn es fällt Euch unwillkürlich, wenn Ihr von Frauen reden hört,

jener Gegenstand ein, den Ihr Euch immer mit Flügeln vorstellt, nicht weil Ihr ihn für einen Engel haltet, sondern weil Ihr ihn einen „Drachen" heißt; freilich nennt Ihr ihn immer „meinen Hausdrachen;" es soll damit angedeutet sein, daß er wie Hausthiere überhaupt zahmerer Natur sein soll, aber die Hausdrachen sind die schrecklichsten von allen, sie werden immer wilder je älter sie werden, und an eine Zähmung ist nicht zu denken. Trotz alle dem müßt Ihr doch eine stille Achtung in Eurer Seele haben, wenn Ihr von großer Frauentugend etwas hört — daß Ihr aber diese Achtung verläugnet, daß Ihr Euch in Eurer Prahlhanserei so anstellt, als ob Ihr über Alles und Jedes weit hinaus und erhaben wäret — sehet, Pfohse, das ist albern, ich will nicht sagen schlecht, und will nicht sagen blasphemisch — denn das letzte Urtheil geht unsern Herrgott an, und der wird in Erwägung Eurer windverdrehten Erziehung Euch einmal manches und vieles verzeihen."

„Wie," sagte nun Pfohse, „wollt Ihr mich auf der Reise bekehren und mich zum Jesuiten

machen? — Ne, ne! das geht nicht, nun und nimmer! Pfohse bleibt Pfohse!"

Jetzt redete auch der alte Raspelmayer darein, er sagte lächelnd: „Nun wenn Euch das Pfohsebewußtsein so stark und selig, so stolz und erhaben macht — so bleibt Pfohse, wir haben es auf gar keine Entpfohsung abgesehen, aber wenn Ihr ein klein wenig von dem grellen Berlinerblau, mit dem Ihr die ganze Welt anstreichen wollt — verlieren möchtet, so könnte es nicht schaden; denn seht, wir andern Deutschen haben nicht die sonderbare Grille, daß wir uns Bewunderung möchten abnöthigen lassen, und wenn sich Jemand aus Pommern oder aus Markbrandenburg noch so sehr ansetzt, und noch so sehr Mühe gibt — so kommt uns das immer spaßiger vor, und statt der angestrebten Bewunderung erfolgt, was Ihr in Berlin „komische Mojemente" nennt."

Pfohse sagte: Wenn Zwei gegen Einen sind, so ist das ein ungleicher Kampf. Aber es ist Zeit — daß wir einmal wieder unsere sterblichen Leiber berücksichtigen. Die Kneipe, „zum

Vieh" genannt, soll sich in Gratz großen Ruhm wegen geistreichem Bier erworben haben; dahin, dahin, Kramer und Raspelmayer, laßt uns ziehn."

Das ist bei Pfohse immer das Ende, wenn er angegriffen wird. Erfolgt der Angriff außer der Kneipe, dann schlägt er vor, in die Kneipe zu gehen, erfolgt er in der Kneipe, dann leert er in mächtigen Zügen sein Glas aus mit einem Anstand, wie Sokrates, der auf seine Ueberzeugung hin den Giftbecher getrunken.

Wir erörterten die Frage: Warum denn der erste Hotelbesitzer seinem Gasthaus den Namen „zum Vieh" gegeben haben mag.

Raspelmayer, der ein Philosoph von Haus aus ist — und sehr gewandt in der Lösung der schwierigsten Lebensfragen, erklärte die Angelegenheit so:

Die Gasthäuser haben gewöhnlich Thierschilder: zum Wolf, zum Lamm, zum Hirsch, zum Löwen, zum Bär, zum Elephanten u. s. w. Der Erfinder des Schildes „zum Vieh" mochte sich nun ungefähr gedacht haben: Ich vereinige in

meinem Gasthofe alle Tugenden des Lammes, des goldenen Bären, des blauen Elephanten, des grünen Löwen u. s. w., und die Reisenden, wenn sie ankommen, brauchen nicht lang zu wählen; sondern nur zu sagen: Vieh ist Vieh; versuchen wirs erst beim Vieh. — Und weil die Besitzer dieses glücklichen Viehes sich bestrebt haben, in ihren geistreichen Getränken immer auf der Höhe der durstigen Zeit zu stehen — so mag es auch gekommen sein, daß das Volk in Steiermark und Oesterreich, wenn es eine vorzügliche Qualität von Bier und Wein bezeichnen und anrühmen will, diese Getränke mit dem ehrenden Beinamen Vieh-Bier und Vieh-Wein bezeichnet.

Darauf war Pfohse wie getröstet und verklärt; er klopfte dem Raspelmayer auf die Achsel und sagte zu ihm: Raspelmayer, das heißt Philosophie — das ist allgemein verständlich, und ist aus dem Leben gegriffen; glaubt es mir nur, Ihr Oesterreicher, wenn Ihr wirklich etwas Gescheidtes sagt, so bin ich einer der ersten der Anerkennung zollt.

Und Pfohse zollte dem Viehhotel alle An-

erkennung und gestand: Oesterreich habe wirklich herrliche Provinzen — nur sei dieses in Norddeutschland weniger bekannt und nicht gehörig geachtet.

Gratz.*) Heut hab ich es einmal übers Herz gebracht, einen reichen Eisenhammerbesitzer in Gratz zu besuchen, der ein meiniger Vetter ist: — ich sag übers Herz gebracht; denn ich besuche Leute nicht gern, die meinen: man könnte etwas von ihnen brauchen, und die Einen, und wär's auch nur für den ersten Augenblick so anschauen, als wollten sie sagen: „Ei, was führt denn diesen zu mir — was mag denn der von mir haben wollen?" und die dann im Hintergrund auch schon auf eine Antwort spintisiren, um auszuweichen, oder abzuschlagen, wenn es auf ein Anlehen, oder ein Begehr hinausgeht;

---

*) Von hier an ist der Inhalt des Tagebuches von Kramer kein Wallfahrtsbericht mehr, sondern eine Reisebeschreibung in seiner Art die Welt anzuschauen.

mit einem Wort: ich lieb es nicht, wenn Jemand den bösen Gedanken hegt: es sei von mir nur auf eine Pumperei (wie die Studenten das Geldausleihen nennen) oder auf eine Lumperei abgesehen!

Ich hab den Vetter seit zehn Jahren nicht gesehen, er stand damals in Geschäftsverbindung mit unserem Haus, und forderte mich auf, wenn ich einst nach Gratz komme, ja an seiner Thür nicht vorbeizugehen.

Es hat mich doppelt, meinetwegen auch dreifach und dutzendfach gefreut, daß ich in diesem besagten Vetter eine so liebenswürdige und biedere Steierernatur gefunden! Er nahm mich mit offenen Armen auf und ließ kein Widerstreben gelten — ich und meine ganze Gesellschaft, der Raspelmayer und Pfohse wurden auf einige Ausflüge und Landparthien mitgenommen; sein Wagen nahm uns auf und er ist selber mit uns gefahren.

Da will ich nun aufschreiben, was wir gesehen und was ich mir dabei gedacht hab.

Wir waren in Uebelbach, haben dort die großartigen Sensenhämmer angeschaut.

Tauſend und tauſend, ja Millionen und Millionen Senſen ſind hier ſchon producirt worden. Als ich vor den Senſenlagern ſtand, dünkten mir dieſe Senſen eine eiſerne, gewichtige Illuſtration oder Erklärung zum Bibelſpruch: Im Schweiß Deines Angeſichtes ſollſt Du Dein Brod verdienen!

Wie viel Millionen und Millionen Schweißtropfen müſſen von den Schnittern mit dieſem Zeughaus von Senſen vergoſſen werden! Wie viele Millionen wogende Aehrenhäupter müſſen ſinken unter dem ſchwirrenden Senſenſchwung, daß nur Eine Stadt allein das nöthige Brod davon bekommen mag?

Und im Andenken an dieſe Menſchenplage ſoll man im gehäbigen Faullenzen ſich erfreuen, ſoll froh werden der Berge und Hügel, des hellen Wieſengrün und des lieblichſten Kräuter- und Blumenduftes — und der auf den Bergeshäuptern ruhenden Fichtenkronen, und der über dieſen Kronen ſchwebenden Wolkenſchleier!

Dann ſind wir in die gothiſche Kirche zu Uebelbach hineingegangen mit ihren wunderlich

verschlungenen Ribbengewölben in symmetrischen dem Auge wohlthuenden Geflechten; die im Chor, im Mittelschiff und in den Seitenschiffen in wechselnden Formen aufgespannt sind, und doch wiederum harmonisch fürs Auge zusammenklingen, so daß man in den seit drei Jahrhunderten in Oesterreich gebauten Kirchen — mit den besten Augen nichts ähnliches, geschweige was schöneres finden mag.

Und rings um die Kirche liegen seit Jahrhunderten die Todten — da gibt es Marmordenksteine reicher Gewerkbesitzer und Holzkreuze armer Bauern, und total gedenkzeichenlose Hügel ganz armer Teufel!!. Da liegen sie alle — sie hat unser Herrgott ausgeglichen! Wie fad und abgeschmackt sind die Denkmäler aus neuerer Zeit, diese heidnischen Sarkophage, über welche reichfaltige Tücher aus Marmelstein hängen (was man wahrscheinlich für große Kunststücke hält) als ob man damit steinerne Thränen von steinernen Engeln auffangen müßte.

Wie sinnreicher, schöner und tröstlicher weil wahrer, sind die Grabsteine aus der ältern Zeit.

Ein Kreuz in den Stein gemeiſelt; die betende Familie ringsum — die Namen der Entſchlafenen; und das volltönende, tröſtliche Gebetwort: „Ihme Gott Genadt!“ und der volltönende vom Jenſeits wie Engelsſtimmen herüberklingende Widerhall: „Gott verleih ihm eine fröhliche Urſtänd!“

Dann neben dem Gottesacker das Pfarrhaus, das wie ein großes Bauernhaus ausſieht, mit dem Holzbalkon, der über den Gräbern ſchwebt und von dem man auf den Todtengarten ſieht, und unter dem von den Bergquellen hergeleitet luſtige Brünnlein rauſchen! Tod und Leben in der Natur immer ſo nah an einander!

Eben kam ein Kaplan heim, der hin und zurück zehn Stunden lang in drückender Hitze über Berg und Thal gegangen war, um einem Sterbenden die letzte Wegzehrung darzureichen!

Ueberall Tod und Tod und Tod, und da ſoll man die friſche duftige Luft hineintrinken ſo unbekümmert wie der dicke gemüthliche Pintſcher, der blinzelnd vor dem Pfarrhof liegt und ſeine Sieſta hält, der Kerl denkt an kein Sterben,

und hat keine Zweifel über Jenſeits und Auferſtehung — bildet ſich aber auch gar nichts ein auf dieſe ſchönen Eigenſchaften!

Von da ſind wir weg und haben nach einer halben Stunde bei dem alten mächtigen, weitläufigen Schloß Waldſtein gehalten. Wir gingen hinein in den Hof, auf ſchlanken Säulen laufen die Arkaden um den weiten Raum, zu ebener Erde inmitten des Hofes ſteht eine mächtige Linde. Im erſten Stock ſind Ahnenbilder aus dem Brandenburger Hauſe mit Spitzen und Goldgeſchmeide, wohlgenährte Geſichter, die vor 200 und 300 Jahren geblüht haben, und prächtige gemalte Hirſche aufgemacht, denen letzteren ſämmtlich die Zungen aus dem Maul hängen und die im Sprung dargeſtellt ſind, wie ſie eben gehetzt werden. Die vornehmen Jäger dachten wohl nicht gerne daran, wenn ſie dem Hochwild mit der Büchſe nachſprengten, daß hinter ihnen auch einer nachreitet, der ihnen — als ſein Hochwild einem nach dem andern auf den Pelz brennt — und daß bei dieſem Gejagtwerden durchaus kein Entkommen iſt.

Wem in einem alten Schloß dieſer Qualität nicht tauſenderlei Gedanken durch den Kopf fahren, in deſſen Kopfgärtlein müſſen überhaupt die Gedanken dünn angebaut ſein.

Jede Bildergruppe, jeder Saal predigt uns an, jeder bleiche Mund auf der Leinwand ruft uns donnernd den Wechſel der irdiſchen Zuſtände und die Sterblichkeit in die Ohren. Gebaut haben dies jetzt ruinirte Schloß auf dem Berg die Grafen von Runa (Rein) dann iſt es auf die Herren von Waldſtein übergegangen, die das große Jagdſchloß im Thale bauten, das jetzt noch daſteht, von dieſen Waldſteinen hat es noch heutzutage den Namen; nachher haben hier gehauſt die Fürſten Eggenberg, die ſammt ihren Nachkommen ausgeſtorben ſind, wer gedenkt ihrer mehr hier auf Erden, außer Hübners Genealogiſches Lexikon im Jahre 1728 in Leipzig gedruckt! Darnach haben es die Sinzendorf geerbt und endlich iſt es auf die Dietrichſtein übergegangen.

An einer Thüre hingen nebeneinander zwei Gräfinen Wolfsberg mit ungefähr 7 und 9

Jahren, wunderliebliche Kindergesichter — von einer Künstlerhand gemalt; die werthvollsten Porträte des Schlosses; die Augen klar und zutraulich voll kindlicher Unschuld und Unbefangenheit dem Anschauer zugewendet, in der Hand Baumzweige, die sie eben abzubrechen scheinen! Wo seid Ihr, Ihr kleinen Comtessen? Es wäre eine Preisaufgabe, Aschenstäubchen von Euch aufzufinden.

Dann ein Knäblein 2 Jahre alt mit einem Hunde spielend. Das ist der letzte der Fürsten Eggenberg. Das Bild trägt die Jahreszahl 1706 und Hübners Genealogie weist nach, daß Christian, der letzte Eggenberg, geboren war 1704 und gestorben ist 1717 also mit 13 Jahren! Ferdinand II. hat diese Eggenberg im Jahre 1568 zu Fürsten gemacht. Was für ein Jammer für den Vater als er den letzten seines Stammes im Sarg erblickte und wie ein dürrer Baum dastand! Alles, Alles vorbei. Der Knabe lächelt so fröhlich, wie vor anderthalb Jahrhunderten im Leben, so jetzt noch auf dem Bild.

Dann hängen die Stammbäume hoher Häu-

ser, mit denen die Eggenberg und andere Besitzer verschwägert waren, auf hohen mächtigen Leinwandtafeln.

Alles aus — aus aus!

Nur Eins ist erhebend, die Schloßkapelle! Alle diese Herren, alle die Originale dieser verstaubten, verspinnewebten Bilder haben doch auf Den gehofft, der gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!"

In der neuern Zeit stellen sich die reichen Leute bisweilen ihren geschossenen Hirschen gleich, mit dem Wahlspruch: Hin ist hin. Ein sauberes Licht in dieses Lebensdunkel. Ein schöner Trost in der Nacht der irdischen Trübsale, ein angenehmer Weg hinaus, aus diesem Jammerthal!

Gott besser's, Gott besser's!

In der Schloßkapelle wird man mit diesen alten adeligen Jagd-Herren vollends versöhnt. Da liegen die heiligen Leiber der Blutzeugen Fortunatus, Prosper und Bonifacius.

Diese alten Fürsten und Grafen haben also auch den Adel anerkannt, der vom Himmel stammt und dessen Stammbäume in den Himmel

hinauf und hineinwachsen: den Adel, der auf dem Schlachtfeld der ewigen Wahrheit seinen Preis mit seinem Herzblut errungen, den Adel der heiligen Blutzeugenschaft für Christi Wahrheit und für seinen Namen!

Also: Gott Euch Gnadt, und eine fröhliche Urständ Euch Allen Ihr Jäger, die Ihr dahingegangen seid in der Hoffnung auf den Herrn und Heiland!

Dann sind wir auch zur Ruine Pfannberg gefahren — die hoch auf einem Berge ruht — und einen Blick gewährt herab in ein steierisches Paradies von Smaragdwiesen, dunklen Föhren- und Lerchenbämen und üppigem Laubholz, und wo ein Blüthen- und Baumgeruch aus den Thälern heraufduftet — dem selbst ein paar in Käfigen eingesperrte Geier nichts anhaben können — außer man geht diesen ihren Käfigen zu nahe.

Was für eine mächtige Schloßruine. In der Kapelle wachsen Bäume auf der Stelle von dem einstigen Altar, hier mögen einst Braut und Bräutigam gestanden sein im hochzeitlichen Schmuck, und hier mag wohl auch oft im Sarg gelegen

ſein, Vater oder Mutter oder Gatte oder Kind, beweint mit vielen bittern Thränen.

Der blaue Himmel, der über der Kapelle ſchwebt und die weißen Wolken, die da oben vorüberſegeln ſchweigen vor Freude und Schmerz! Die Mauern ſind mit Moos und Epheu behangen und der ehedem glatte Eſtrich iſt mit Hügeln von Steingerölle überdeckt — das Gräſer aller Art überflechten. Einige Fichten von mächtigem Umfang und zehn Klaftern Höhe bewachen den Thurm unten im Schloßhof wie in dunkles Trauergewand gekleidete Lanzknechte, und ein Damhirſch kletterte, ſeine friſchen Kräutlein ſuchend, über die freien Raſenplätze in den verſchiedenen kleinen Höfen. Jetzt gehört dieſe Ruine dem Fürſten Lobkowitz, der aber unten im Thal an der rauſchenden Mur auch ein neues, wohnliches Schloß, ein modernes Pfannberg beſitzt, in dem es ſehr friedlich zugeht. Das neue Schloß liegt in einem Park voll ſo pfefferhaft, aromatiſcher Gebüſche, daß man an Frühlingsabenden betäubt wird von dem Blüthenſchnee der rings um die Sträuchergruppen in wellenförmigen

Schichten aufgehäuft daliegt. Von da fuhren wir weiter ins Cisterzienserstift Rein.

Ach — was machte sich der Pfohse hier für Vorstellungen von Fanatismus, Aberglauben und Finsterniß! — Unserem Gratzerfreund zu Ehren, der im Stifte bekannt war, wurden wir sehr gut aufgenommen.

Wie lieblich lagern sich die Bauten dieses Stiftes in einem der schönsten weitesten Thäler von Steiermark! Ein weiter großer Garten mit sechs reich sprudelnden und ununterbrochen plätschernden Springbrunnen liegt zu Füßen der einen großen Fronte. Uns waren Wohnzimmer in der Nähe des Stiftshofmeisters angewiesen. Kaum graute der Morgen als mich ein wundersames Concert von Vogelstimmen erweckte, ein wundersames Concert, wie ich ein solches mein Lebtag nicht vernommen. Erst begann es leise, dann ging es crescendo weiter, bis endlich ein Gewoge von harmonischen Tönen herauskam, wie es herabquillt von einem Thurm, auf dem ein geprüftes harmonisches Geläute angebracht ist. Ein sonderbares Räthsel, ich konnt es mir nicht

erklären. Am Ende klangen die Vogelstimmen so lieblich melodisch und feenhaft durcheinander, daß ich wieder einschlief und mir träumte, ich sei in einem elfendurchwohnten, märchenartigen Wald und es ströme mir alle erwachte Frühlingsluft des Waldes bei den Ohren hinein.

Die Sache verhielt sich so. Der freundliche Stiftshofmeister hat sich seine Wohnung zu einem melodischen Wald geschaffen und ein lustiges Opernpersonal sich bestellt: Da figurirt der dalmatinische Sperling (Passer solitarius), die Amsel, einige Schwarzplattel, eine Drossel, dann der König der österreichischen und steierischen Singvögel, der liebliche Steinröthel — der außerordentlich anziehend und komisch wird, durch seine Unbefangenheit und sein ungenirtes Wesen, mit welchem er, das Köpflein lustig nach allen Seiten drehend — und dabei den Zuhörer bedeutungsvoll anschauend, seine lieblichen Melodien nach einander in sanfter nicht lärmender Weise herabhaspelt.

Welche Freude für einen Wiener, der an die dumpfe, schwere Luft, von der man sagt: sie

könne faſt mit Meſſern zerſchnitten werden, gewohnt iſt, was für eine Freude, wenn man hier des Morgens das Fenſter aufmacht und es ſtrömt eine Quinteſſenz von allen Alpenblumen und Alpenkräutern, und von Fichten, Tannen und Baumblüthen aller Art herein! Den Vormittag brachten wir zu, die Merkwürdigkeiten des Stiftes zu beſichtigen. Dem Pfohſe muß ich nachrühmen, daß er dießmal ſehr beſcheiden war. Was für herrliche, offene Arkaden laufen um die Kloſterhöfe — ruhend auf Säulen, und in den obern Stockwerken mit lieblichen Fenſtern im Rundbogenſtyl — die mit Säulenbündeln verbunden ſind, geſchmückt! Und unten im grünen Geſträuch aufſteigende Waſſerſäulen ſilbern blitzend auf grünem Hintergrund — die ohne Unterlaß murren und plätſchern Tag und Nacht, reichlich genährt von aufgefangenen und in Röhren hergeleiteten Bergesquellen.

Dann in weiten Hallen die lebensgroßen Porträte der früheren Aebte dieſes Stiftes, von denen viele Theologie-Doctoren der Sorbonne waren und die in ihrem Doctorengewand abge-

bildet sind — dann die Fürstengräber in Seitenkapellen der herrlichen lichten Kirche: da ruht der letzte Traungauer, und aus dem Habsburgerhause Herzog Ernst der Eiserne — der letztere in einer aufgemauerten Tumba; noch sieht man, wenn ein Licht in eine Oeffnung gestellt wird, den schwarzsammtenen goldgestickten Herzogsmantel und an der Seite das Schwert! — In der Kirchenfronte am Thurm ist ein sogenanntes Hornwerk — eine Orgel mit einigen hundert Pfeifen — die aber nur Einen Akkord hat; sie ertönt nur an hohen Festtagen, und bei besonderen Feierlichkeiten.

Dieses Stift Rein (oder wie es in alter Zeit geheißen hat Ruen oder Runa) wurde im Jahre 1129 also 31 Jahre nach Gründung des Cisterzienserordens gestiftet; — es ist jetzt, nachdem die älteren Häuser dieses Ordens in England, Frankreich und Deutschland der Reformation und Revolution zum Opfer gefallen sind — das älteste Cisterzienserstift der Welt. 1120 starb Waldo Gaugraf zu Ruen (Rein) ohne Sohn und wurde beerbt von Ottokar IV. Markgraf von Traungau.

Dieſer Ottokar, der eine Schweſter des heiligen Leopold Markgrafen von Oeſterreich, Namens Eliſabeth, zur Gemahlin hatte, ſtarb zwei Jahre nach ſeiner bedeutenden Landeserbſchaft, alſo 1122 und hinterließ ſeinem Sohn Leopold dem Starken die Marken Traungau und Rungau. Dieſer Leopold nun ſtiftete aus Dankſagung, weil er eine Menge von Gauen und Grafſchaften erbte, dieſes Rein.

Wir ſahen die Bibliothek an, mit ihren reichen Schätzen von uralten Handſchriften und mit einem ſehr ſchön geſchriebenen arabiſchen Koran — den ein türkiſcher Paſcha bei der Entſetzung von Wien in der Schnelligkeit, mit welcher er das Weite ſuchte, vergeſſen, und der dann vom Stifte käuflich erworben wurde — mit dem in Handſchrift einzigen, vollkommen chronologiſch nach den Stiftungsjahren geordneten Katalog ſämmtlicher Ciſterzienſerſtifte, welche in der ganzen Welt exiſtirt haben — mit vielen ſchönen Miſſalen und Miniaturzeichnungen, und mit noch vielen andern werthvollen Büchern und Werken.

Außer dem Memento mori — wie es uns lehrreich gepredigt wurde durch die lange Bilder-

reihe der dahingegangenen Stiftsäbte, und durch die Fürstengräber in der Kirche bekamen wir auch eine Miniaturerinnerung an den Tod in einer Weise, wie sie mir wenigstens neu war, und zum ersten Male vorgekommen ist.

Ein Pfarrer der Umgegend war auch da als Gast, ein ausgezeichneter Musiker und Compositeur, und auch was seine gesellschaftlichen Tugenden angeht ein sehr gebildeter liebenswürdiger Mann, der wartete uns auf mit einer Tabaksdose, die in Form eines kleinen Sarges angefertigt war — oben standen in Silber die Worte: Memento mori. Ich muß gestehen, es erschreckte mich ordentlich, als ich eine Prise daraus nahm — es ist freilich in einer solchen Dose nur der Leichnam in Verwesung übergegangener Tabaksblätter enthalten; nebenbei ist es aber auch doch eine eigenthümliche Mahnung an den Tod, wenn man seinen Sarg, oder wenigstens das Bild davon und das Andenken daran beständig in der Tasche mit sich herumträgt, und bei jeder Prise Tabak sich auch zugleich eine Prise Sterblichkeitsgedanken mitnehmen kann.

Uebrigens aber sah der gute Herr trotz Tabakdosenmemento und beständig vor Augen habenden Todesgedanken sehr gut und gesund aus, erwies sich, wie gesagt, auch sonst heitern und liebenswürdigen Wesens; so daß aus den angeführten Umständen abzunehmen, wie er mit diesen Todesgedanken sich bereits so vertraut gemacht haben müsse, daß diese weder sein gutes Aussehen, noch seine Gesundheit, noch seine sonstige Heiterkeit und Zufriedenheit im mindesten beeinträchtigen konnten, und daß dieselbigen Todesgedanken ihn nicht im mindesten zu geniren scheinen.

Und doch muß ich es wieder gestehen: es gehört immer noch ein eigenthümlicher Entschluß dazu, einen ähnlichen kleinen Sarg bei sich zu tragen; es hat denn doch so ein bischen was Schauderöses, viel schauderöser, als ein kleiner silberner Todtenkopf, wie man diese oft als Uhrgehänge am Gilet herumbaumeln hat.

Diesmal, nachdem wir im Stift gastlich aufgenommen worden sind und uns die Stiftherren freundlich und liebreich viele Aufmerksamkeit ge-

ſchenkt haben, fing ſelbſt Pfohſe an ſanfter und milder zu werden; er war ſo gnädig einzugeſtehen: es ſei in den Klöſtern bei weitem nicht ſo große Finſterniß, wie er in ſeiner Berliner-Aufklärung es immer gefürchtet.

Ich ſagte ihm in Erwiederung ſeines herablaſſenden Complimentes: er müſſe wohl immer die Parthie für Licht und Beleuchtung übernehmen — indem er ſogar ein Privilegium genommen und bekommen auf patentirte Stalllaternen, die mit ſo feinen Gittern verſehen ſind, daß Heu und Stroh nicht leicht entzunden werden kann — der alte Raſpelmayer machte dazu noch den naheliegenden Scherz: Pfohſe könne bei dieſen Laternen auch einſchlafen, es werde in ſeinem Kopfe nichts zu brennen anfangen. Nachmittag ſind wir wieder nach Gratz gefahren, vorbei an dem lieblichen auf dem Berg gelegenen Straßengel mit ſeiner gothiſchen Kirche und den Ufern der rauſchenden Mur entlang.

O Steiermark, was biſt du für ein herrliches Land, Eiſen und Stein iſt dein Gerüſte,

frische Wasserquellen durchrauschen deine Berge und strömen oft in mächtigen eiskalten und sonnenklaren Bächen aus Felsenklüften hervor, so daß niemand recht weiß, woher denn diese Wasserströme kommen, und man sich allerhand Combinationen von versinkenden Flüssen macht. So sahen wir hinterm Gottesacker bei Peggau unten am Fuß einer senkrechten an 90 Klafter hohen Felsenwand einen ganzen Bach hervorrauschen, gewiß dreimal so reich als der Bach, der beim Kaiserbrunnen in der Nähe des Höllenthals an der westlichen Seite des Semmering, aus einem Kessel am Fuße einer Felsenwand heraufsprudelt.

Vielen Dank dem Gewerkbesitzer, der uns so freundlich herumgeführt hat.

Da sitzen wir nun mitten in Gratz und wollen noch einen Tag hier verweilen. Was dieses Gratz für eine liebliche Stadt ist! Und das süße Nichtsthun dazu, das dolce far niente, wie es die Wällischen nennen.

Heut wollt ich wieder auf die Ausflüge der vorigen Tage hinauf meinen geschichtlichen Träumereien nachhängen.

Am Morgen haben wir alle vier zusammen im Kaffeehausgarten zum Grafen Meran gefrühstückt. Eine der dichten grünen Kapellen aus lebendigem Weinlaub wölbte sich ober unsern Häuptern, Licht und Schatten spielten auf dem Tischtuch, wenn die Morgenluft die breiten Blätter in zitternde Bewegung setzte, und der hellblaue Himmel sah durch die wenigen Räume, welche von hellgrünen Weinranken offen gelassen wurden. Die Laube steht auf einem Hügel, von dem man über eine niedere Mauer hinaus unten die Mur sehr geschäftig ihre hellen Wasser vorübertreiben sieht im ewigen Wellengeflecht, dem das Auge nicht nachfolgen kann und das es nicht zu entwirren vermag.

Es leben hier in Gratz so viele Pensionisten, und andere Leute, die Geld und nichts zu thun haben und an keinen bestimmten Ort gebunden sind. In der That diese Leute sind keine Narren! Die Wellen der frischen Bergluft rauschen daher, ein wohlthätiges Element — der Leichnam befindet sich gut dabei — es hat ordentlich den Anschein als ob die Eisenberge etwas aus sich

heraus an die Luft abgeben und ob dann die ganze Luft ein stärkendes Bad würde, das die Nerven und Sehnen stählt und festigt, das einem Appetit verleiht und alles versumpfte, dunkle, melancholische Geblüt herauszieht.

Die Milch erzählt vom Aroma der Alpenkräuter, während der Duft von diesen Kräutern aus den nahen Bergen herabfährt, und dem arabischen Kaffee wird durch das chemische Elaborat aus den süßen Berggräsern, wie es die steierischen Kühe produciren, erst sein guter Geschmack entwickelt.

Der Pfohfe — der für alles sinnliche zunächst in Enthusiasmus gerathen kann, machte das Geständniß: er erkläre feierlich, daß dieser Kaffee und diese Milch sogar besser seien, als in Berlin.

Pfohfe's Behauptung wurde diesmal nicht angefochten.

Ich ging für den Vormittag allein auf den Schloßberg und las Geschichten, die sich da vor ein paar Jahrhunderten zugetragen und Briefe, die da vor ebenso langer Zeit geschrieben wurden.

Wie in jedem Haus und in jeder Familie hat es auch hier Zeiten gegeben, in denen es lustig, und wieder andere Zeiten, in denen es traurig hergegangen ist. Ich sah hin auf das alte Schloß, das vor meinen Blicken, und auf Gratz, das zu meinen Füßen lag und belebte mir das Schloß mit jener eigenthümlichen Pracht, wie sie zu Ende des sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhundert dort gewaltet, und mit den Personen, die da aus- und eingegangen, und mit den mannigfachen Interessen, die da verfolgt und mit den mannigfachen Sorgen, die da manches Leben mit Bitterkeit tränkten, und abwechselnd mit kurzen Freuden, die so geschwind vorbeirauschten, erfüllt haben.

Zu Mittag las ich als gute Tischlektüre die Tafelordnung vor, welche hier zu Gratz am Hofe der Aeltern des nachmaligen Kaiser Ferdinand II. beobachtet wurde. (Sie existirt jetzt unter dem Titel „Vertzaichnuß u. s. w." im Archiv zu Wien und ist in Hurters Ferdinand II. abgedruckt.)

Die erste Tafel. Erstlichen, Irer Fr. Dt. meiner gnedigsten frauen Tafel, und was man

von derſelben aufhebt, dauon ſollen die Obriſt Hofmaiſterin und Junkfrawen vom Adl vnd dann baide Hofmaiſter, wan es Innen gelegen allda zu eſſen, geſpeiſt werden.

Die Ander Tafel. Item, der Jungen Erzherzogin Tafl, bey welcher auch Jr Hofmaiſterin vnd die zwo Camerfrawen ſiczen, vnd was allda vebrig verbleibt, iſt bis dato Jederzeidt für die Armen und krankhen außgethailt worden, dabey es dan villeicht nochmallen verbleiben würdet müſſen.

Die dritte Tafel. Bey der Camerdienerin Tofel ſollen die Sechs Camerdienerin, der Obriſten Hofmaiſterin, zwo Junckhfrawen; Item der vnderhofmaiſterin, alſo auch der Junckhfrawen dienerin, die Camer Magdt, die zwo krankhenwarterin, auch Magdt Närin und Neſa Zwergin eſſen, thuet 15 Perſonen. Vnd was man nun von der Junckhfrawn, auch der Camerdiennerin Tafl aufhebt, davon ſollen Frawzimer Thürhüeter, Camerhaizer, Tafldiener, Schneider, der Hofmaiſter vnd Hofmaiſterin Diener, auch die Tafel Pueben, ſo in allem mit wenigi-

ſtem an 12 Perſonen ſein werden, Eſſen, vnd Inen die notturfft von Brodt vnd Wein Inſonderhait gegeben werden.

Die viertte Tafel und fünffte. Für die Khindtsfrawen und diennerin, auch Camerdiener im fürſtlichen Khindtszimer zwo tafeln. Vnd was von dannen aufgehebt würdet, duon werden Garttner, Tafldienner vnd Pueben geſpeiſt, vnd denſelben Wein vnd Brodt Inſonderhait gegeben.

Die Sechſte Tafel. Für meiner genedigiſten frawen Camerdienner, Thürhüeter, Palbierer, Camerfürier, Leibſchneider, den Albrechten Zwergen vnd dergleichen ain Tafel. Hernach für Ire Dienner Inſonderhait die notturfft von Brodt vnd Wein.

Die Sibente Tafel. Für der Jungen Fürſſtin Lateiniſchen und Teütſchen Preceptor, alſo auch die Caplän, Edlknaben vnd Iren Preceptor vnd dergleichen, ain Tafl. Vnd hernach für Ihre Dienner, Tafeldienner vnd Pueben Brodt vnd Wein.

Die Achte vnd Neunte Tafel. Für die Offizier vnd Kuchen Parthey Zwo Tafel. Vnd

Insonderhait für derselben Tafeldiener vnd gesindtl Brodt vnd Wein." —

Beim Speisen erzählte ich meinen Reisegefährten was ich heut gelesen. Da war beim Groß-Schimpfer Pfohse wieder das ganze alte Haus in Flammen.

Erstens schimpfte er: daß man bei Hofe so viele Leute brauche — Küchenjungen, Trabanten u. s. w.

Ich entgegnete ihm: Pfohse, Ihr habt ja auch einen Dienstboten, warum macht Euere Gattin nicht alles allein? Ist das nicht auch eine unnöthige Auslage? Ist das nicht auch eine Knechtschaft oder eine Magdschaft, in der Ihr diese Person haltet. Muß diese nicht Euch pariren, und thun, was Ihr wollt! Und habt Ihr nicht Gesellen und Lehrjungen? Und diese Lehrjungen habe ich schon bei empfindlicher Kälte bloßfüßig herumlaufen gesehen.

Pfohse, seid Ihr nicht ärger als ein Sklavenzüchter? Ihr gießt im Ueberfluß tagtäglich Wein nach bei Eurer Lebenslampe, und Euren Lehrbuben wollt Ihr nicht einmal Schuh ver-

gönnen in naßkalter Herbstzeit? Ist Eure Reise nicht eine Verschwendung, eine pure Unterhaltung? Und wie oft habt Ihr gesagt: Wenn ich nur Geld genug hätte, daß ich mir könnte eine Equipage halten, und daß ich mir könnte eine Dienerschaft halten und daß ich mir könnt ein Sommerschloß kaufen, mit einem kühlen Keller, was bei Euch auch immer die beste Grundlage des Hauses ist!

Warum haltet Ihr nun andern Leuten das für Uebel, was Ihr selbst thun würdet, wenn Ihr könntet, und wenn Euch die Mittel dazu an die Hand gegeben wären!

Pfui Pfohse, schämt Euch, man muß nicht verschiedene Zollstäbe, nicht zweierlei Maß haben, für sich ein anderes und für den Nebenmenschen ein anderes, man muß ehrlich messen.

Warum beneidet Ihr die „Tafeldiener und Buben" um ihren Wein, den sie vor zwei Jahrhunderten getrunken haben? Ich möchte Euch hören, wenn Ihr ein Hofbediensteter wäret, und man gäbe Euch Wasser und Brod, wie Ihr da schimpfen würdet über Knauserei, und

wie Ihr da ſagen würdet: Wie — iſt das eine Art an einem Herzogshof? Nicht einmal Wein genug? Ja Pfohſe, wie ich Euch kenne, Ihr thätet's noch weiter treiben. Euch, von Eurem immerdurſtigen Standpunkt aus, möchte es, und wenn Ihr auch nur Tafeldecker wäret, nicht recht ſein, wenn der Erzherzog beſſeren Wein tränke, als Ihr zu trinken bekommt, Ihr würdet heillos ſchimpfen und den allerbeſten Luttenberger beanſpruchen, den die Steiermark im Schooße ihrer Kalkfelſen an heißen Sommertagen ausbrütet; und Ihr würdet großſprecheriſch und prahleriſch ſein den Bürgern gegenüber, und würdet in Euerm Hochmuth die Bauern gar nicht anſchauen; Ihr würdet Euch ein größeres Anſehen geben als der Erzherzog ſelbſt, ja Pfohſe ſo wäret Ihr — denn Ihr bewegt Euch immer in den Extravaganzen des Eigennutzes und bringt es nie zu einer billigen und unbefangenen Weltanſchauung! Ihr ſeid das Poltern und Raiſonniren gewohnt von Euern heimathlichen Werkſtätten aus, und habt auch als Wandergeſelle, wie Ihr es ſelbſt immer prahleriſch erzählt, bei allen

Meistern Krawall gemacht, während Ihr Euch jetzt von Euern Gesellen auch keinen schiefen Blick gefallen lasset, ja Ihr wäret ein totaler Tyrann, wenn Ihr nicht Euere Frau Gemahlin fürchtetet, an der Ihr Zeitlebens nicht zum Ritter St. Georg werdet, weil Ihr selbst immer in guter Laune bekennt: Mein Weib ist ein Drachen, der gar nicht zu bändigen ist."

Wenn ich nun dem Pfohse so eine recht ordentliche Predigt halte, in der er sich getroffen fühlt; da weiß der pfiffige Kerl sehr diplomatisch den Gleichgültigen zu spielen, und sich ebenso diplomatisch mit ein paar Späßen herauszuhelfen. So sagte er mir auf meine Zurechtweisung:

„Genug altes Haus, genug alter abgetragener Kramer, — denkt, in dem Lande, in dem man nur gewohnt ist lustige Jodler von den Alpen herab zu hören, da müssen die Moralien kurz sein und dürfen nicht zu lange dauern; was meint Ihr Kramer! Ich bin Norddeutscher, ich habe meinen Charakter, dieser Charakter ist aus Eisen, von diesem Charakter laß ich mir nichts herabzwacken, den halt ich fest mein lebenlang, der ist

mir so lieb als mein Vaterland, auf das ich stolz bin, wie der Göthe sagt, der alte Schwede: „an's Vaterland an's theuere schließ Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!"

Während dieser Worte war Pfohse roth geworden, die Stirnadern schwollen ihm auf — er meinte uns mit seinem Pathos ganz und gar paff zu machen. Ich erwiederte ihm:

Pfohse, den Spruch von Göthe einer der wenigen, die Ihr auswendig wißt und den Ihr einmal irgendwo aufgeschnappt habt, diesen Spruch von Göthe haben wir schon sehr oft von Euch gehört; wie aber der daher kommt, das vermag kein Mensch zu begreifen, er paßt überhaupt immer wie eine Faust auf's Auge, so oft Ihr ihn noch citirt habt. Was Ihr aber sonst noch gesagt habt, Pfohse, die Hand auf's Herz — das ist heller, klarer durchsichtiger Unsinn! Wer wollte Euch denn Euer Norddeutschland nehmen? Niemand! Und wer wollte Euch Euer Vaterland nehmen? Niemand! Behaltet Norddeutschland und Vaterland! Wenn Ihr aber den Göthe citirt habt, so frage ich, warum seid

Ihr denn nicht zu Hause geblieben in Euerm Vaterland, und warum habt Ihr denn nicht festgehalten an den pommerischen Steckrüben und Erdäpfeln und an den Teltowerrüben mit ganzem Herzen, und warum seid Ihr herausgegangen aus dem Lande, das nach Kümmel und Anis duftet, nnd warum habt Ihr uns beglückt mit Eurer Gegenwart? Hat Euch Jemand gerufen? Nein! Habt Ihr mit Eurer Aufklärung uns anders gemacht? Nein! Würden wir ohne Euch Mangel leiden an Kaffeemaschinen, Sieben, Blechleuchtern und Schöpflöffeln? Nein!"

„Also Pfohse, Ihr seid nicht um unsertwillen gekommen, sondern um Euretwillen! Wir freuen uns, daß Ihr da seid bei uns, und mißgönnen Euch weder das Stück Erde, das Ihr bewohnt und für das Ihr Zins zahlt, noch das Stück Brod, das Ihr hier verdient; ja wir freuen uns sogar, wenn Ihr uns einen glänzend polirten Unsinn vorsagt, aber um Eines Pfohse bitten wir Euch, um Eines! Verlangt nicht, daß wir Euch bewundern, sondern im Gegentheil, gebt uns Erlaubniß Euch auszulachen, denn

wenn Ihr uns diese Erlaubniß nicht gebt, so wären wir rebellisch genug, sie uns selber zu nehmen!"

„Uebrigens Respekt vor Euerm Vaterland, es soll leben, und ich selbst will zu diesem wohlthätigen Zweck eine Flasche Luttenberger springen lassen!"

Darauf Pfohse: „Kramer, dieser letzte Einfall ist Euer Glück, er rettet Euch das Leben! Ihr habt es gespürt, daß auf so anzügliche Reden, wie Ihr sie jetzt geführt habt, eine versöhnliche Genugthuung kommen muß! Ihr habt ein scharfes Maul und ein gutes Herz, aber von einem anderen, als von Euch Kramer, hätte ich das nicht ohne Satisfaction hingenommen!"

„Ho, ho!" fiel nun der alte Raspelmayer dem Pfohse in's Wort. „Ihr kommt mir ja vor wie der Don Quixotte. Ihr meint auf einmal ein Ritter zu sein, der sich duelliren muß. Nun ja, die Rüstung habt Ihr ja in Euerm Kramladen. Ein Sieb als Visir, ein blecherner Kochlöffel als Schwert, eine Kesselpfanne als Helm und ein großer Hafendeckel als Schild, und dann lustig in den Kampf gezogen." — —

Abends (in Wien nach der Rückkunft). „Gott sei Dank, jetzt sind wir glücklich zu Haus! — Werde ich noch einmal eine Reise machen — oder war das schon meine vorletzte Reise vor der letzten Reise? — So soll man sich nach jeder Nachhausekunft denken — und nach diesem Gedanken fein sauber sein Leben einrichten. Wenn man nur immer so recht leben möchte wie es im Evangelium steht und wie es Gottes Kirche fordert — dann würde Alles gut und man könnte mit vollem Jubel warten, — bis das letzte Wallfahrtslied angestimmt wird, zur Wallfahrt in das Land des ewigen Frühlings. Möchte ich dahin gelangen in den ewigen unvergänglichen Gnadenort, mit dem schönen Gruß — aus vollem Herzen — wie wir ihn gesprochen beim Einzuge in Mariazell, und wie er von der Abendglocke wiedergeklungen ward — mit dem Gruß: Ave Maria!"

Nachwort an den Leser.

Lieber Leser. Wenn dich die drei Wallfahrer nicht angesprochen haben und ihr Gerede Dir zuwider war, so nimm den Trost: Diese werden Dir auf dieser Welt keine lange Weile mehr machen; hast Du aber an den alten Gesellen einiges Wohlgefallen gefunden, so wird Dich folgende Notiz über dieselben auch noch interessiren.

Sie haben alle drei schon ihre letzte Reise angetreten und liegen auf dem Schmelzerfreudhofe zu Wien in der Nähe des Westbahnhofes begraben. Kommst du einmal in die Gegend, so gedenke ihrer.

Wie Raspelmayer und Pfohse gestorben sind das hab ich nicht erfahren können. Der Kramer aber ist mit einer großen Seelenruhe und mit einer freudigen Hoffnung auf seinen barmherzigen Richter hingegangen. Seine Tugenden haben seine Fehler weit überwogen, und es war sehr verzeihlich, wenn er bisweilen in guter Laune halbsatirisch über sich selber sagte: „Es kommt so geschwind kein Kramer mehr!"

Inhalt.

Seite

12. Betrachtungen über das Unrecht ſo den Eſeln zugefügt wird, ſammt dem Beweis daß dieſelbigen für Emancipation befähigt ſind . . 5
13. Wie Berger in allerlei Verlegenheiten kommt, und wie er mit Kramer nach Azzelbrunn reiſt, wo ihn bei der Erinnerung an ſeine Kindestage eine große Wehmuth überfallet . . 42
14. Was die Reiſe für einen Ausgang nimmt, ſammt einer Menge ganz erſtaunlicher Bemerkungen . 71

Beilage. Herrn Kramers Maria-Zeller Wallfahrt 130

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

Einsam im Hausgärtchen.

Erzählungen

zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen.

Gesammelt und bearbeitet

von A. Hungari.

Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 19 1/2 sgr.

Vorstehende Erzählungen, deren Zahl sich auf neunundachtzig beläuft, haben uns sehr angesprochen. Sie verbreiten sich fast über das ganze Gebiet der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und beleuchten dieselbe mit den treffendsten Beispielen. Sie bieten der christlichen Jugend und jedem Katholiken eine Lektüre, die nicht bloß unterhält, sondern auch das religiöse Gefühl weckt und stärkt, Abscheu vor dem Laster und Liebe zur Tugend einflößt und zu edlen Handlungen begeistert. Wir machen daher mit Vergnügen auf diese gehaltreichen Erzählungen aufmerksam und wünschen ihnen eine recht weite Verbreitung. Z.

H. P. Lacordaire,

Briefe an einen Jüngling

über das christliche Leben.

Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Französ. übers. 8. Velinpap. 48 kr. od. 15 sgr.

„Lacordaire gibt in den vorstehenden drei Briefen Einem seiner ehemaligen Zöglinge vortreffliche, durch und durch auf christlicher Anschauung beruhende Vorschriften und Lebensregeln, um ihn in den Stand zu setzen, mitten in den Gefahren und Lockungen der Welt die rechte Bahn einzuhalten und seine zeitliche und ewige Bestimmung zu erreichen. Der große Gelehrte und berühmte Kanzelredner zeigt sich in diesen Briefen als einen bewunderungswürdigen Pädagogen, der es versteht, die Herzen seiner Zöglinge zu gewinnen, sie für alles Edle und Gute zu begeistern, und aus ihnen Männer zu bilden, die, beseelt von einem ächtchristlichen Geiste und unzugänglich dem Gifte der modernen Civilisation, dem Staate nicht minder als der Kirche die ersprießlichsten Dienste leisten. Wir können daher nur wünschen, daß diese Briefe von allen Eltern und Erziehern sowie von der studierenden Jugend gelesen und beherziget werden." Z.

Pred. u. Kat.